Deutsche Charakterbilder

aus verschiedenen Jahrhunderten.

Von

[Hyacinth]

H. Holland.

München.

Verlag von Christian Kaiser.

1864.

An

Carl Greith,

Musikdirector und Componist in St. Gallen.

Ich setze Ihren Namen diesem meinem Büchlein voraus, nicht in der thörichten Meinung, etwas Vollendetes oder Ausgezeichnetes zu bieten, sondern weil ich gerade nichts Anderes habe, um Ihnen meine herzliche Verehrung und Freundschaft zu beweisen. Leider findet sich in diesen Blättern kein Träger Ihrer Kunst; hoffentlich ist aber auch nichts mit unterlaufen, was Ihre Harmonien stören könnte. —

Durch die neuere Literatur geht ein Zug des Suchens nach seltenen Charakteren und seltsamen Menschen, im guten und bösen Sinne. Dieser Richtung gemäß sind die vorliegenden Biographien entstanden, indem der Verfasser von seinen verschiedenen Sammlungen Einzelnes vornahm. Dabei war das besondere Bestreben, aus jedem Jahrhunderte eine oder mehrere charakteristische Persönlichkeiten vorzustellen, welche ihre Zeit völlig repräsentiren. Daß dabei nicht immer Selbständiges gegeben werden konnte, liegt in der Natur der Sache; doch verdient es sicherlich auch Dank, die neuesten Ergebnisse der gelehrten Forschung einem weiteren Publicum zu vermitteln.

Unsere nächste Vergangenheit ist durch einen Maler, Bildhauer, Architecten und Dichter vertreten; für die alchymistischen Bestrebungen des XVII. Jahrhunderts schien der unheimliche Baron von Krohnemann passend, indeß die bewundernswerthe Maria Ward und der vergessene Johannes Nas aus der Zeit der Reformation

herüberspielen. Inzwischen steht der wackere Rembrandt, der lange verzerrt, jetzt erst seines ehrlichen Namens wieder theilhaft wurde, indeß ihm gegenüber der störrige Veit Stoß in voller, wahrer Beleuchtung zu Tage tritt. Der große Drang des XVI. Jahrhunderts nach Entdeckungen ist durch Martin Behaim hier vertreten; daß dieser vor Columbus die neue Welt entdeckt habe, sollte heut zu Tage Niemand mehr wiederholen; seine Verdienste sind ohnedieß groß genug und bedürfen keines künstlichen Schimmers. Besonderes Gewicht wird auf die Altersbestimmung des Columbus gelegt; der Verfasser ist zwar nicht so glücklich, diese Entdeckung sich zuschreiben zu können; doch ist er sich, hier wie überall, des redlichen Willens bewußt, nur der erkannten Wahrheit die Wege zu bahnen und ihr zu dienen. Das ist eben der große Trost der neueren Geschichts-Forschung, daß diese jetzt immer mehr und siegreich hervortritt und mit neuen, auf dem positivesten Boden gewonnenen Anschauungen vorwärts schreitet. — Den Schluß machen, unserer modernen Hauptrichtung entsprechend, zwei Naturforscher vom alten Schlage, der ehrenfeste Konrad von Megenberg und der sagenumsponnene Albert von Bollstadt. — An weiteren Nachfolgern nach allen Richtungen soll es später nicht fehlen, wenn das Büchlein, sei es im Haus oder in der Schule, eine freundliche Aufnahme findet.

München, 25. August 1864.

Der Verfasser.

J. A. Fischer,

Maler.

(1814 — 1859.)

Das in vielfacher Weise verhängnißvolle Jahr 1859 raubte in einer Woche der Stadt München zwei der bedeutendsten Künstler, von denen Jeder ein reiches Leben verbracht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine, Konrad Eberhard, die Gesetze der Natur fast überschreitend, im höchsten Greisenalter zur Rast ging, der Andere aber, J. A. Fischer, wie schon lange zu befürchten war, im schönsten Mannesalter sein Haupt zur Ruhe legen mußte.

Auch Joseph Anton Fischer, geboren den 28. Februar 1814, stammte wie Eberhard aus dem Allgäu, aus Obersdorf, wo er bei seinen nicht unvermöglichen Eltern als ein fröhliches, hellaugiges Hirtenbüblein erwuchs. Was er habhaft werden konnte an Bildern und Kupfern, das zeichnete er ab und bildete es nach mit emsigem Fleiß und unermüdlichem Eifer, wobei die vom Vater unseres hochgefeierten Professors J. Schraudolph angelegte Zeichnungsschule ihm wohl zu Statten kam. Der Umstand, der den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling nach München brachte, war kurz folgender.

Ungefähr im Jahre 1828 hatte Professor Joseph Schlotthauer die Herausgabe des Holbein'schen „Todtentanzes" unternommen und zwar in der doppelten Absicht, die seltenen und kostbaren Blätter dem Publikum nicht allein wieder vorzuführen und zugänglich zu machen, sondern auch einem jungen, talentvollen Künstler Beschäftigung zu verschaffen. Högerl, so hieß der Zeichner, ein lebensfroher, von Humor und Laune übersprudelnder junger Mann, hatte zuerst die leichteren Blätter herausgesucht und durch überraschende Sorgfalt sich der mühsamen Aufgabe gewachsen gezeigt, plötzlich aber die immer zurückgelegten mühsamsten und schwierigsten Blätter in Angriff genommen, wobei er mit ahnungsvoller Emsigkeit das Unternehmen zu vollenden strebte, denn er fühlte, daß der Knochenmann, der so lange unter seinen Händen den Reigen geführt, nun auch dem Zeichner zum Tanze aufspielen werde. Högerl starb auch bald an der Lungensucht. Das Publicum aber harrte auf die Fortsetzung des auf dem Wege der Subscription begonnenen Werkes; da zeichnete Joh. Schraudolph (der anfänglich unter Eberhard's Leitung, dann unmittelbar unter Schlotthauer's Führung sich ausgebildet und eben die Compositionen zu einer Bilderbibel vollendet hatte) einige Blätter, ließ aber die Fortsetzung,

um unter Heinrich Heß in der damals begonnenen Allerheiligen-Kirche die dazu gehörigen Cartons zu zeichnen und auszuführen. Bei der nun wieder entstandenen Hemmung dachte Joh. Schraudolph an seinen Bruder Claudius, der mit dem jungen Fischer gleichzeitig Unterricht im Zeichnen erhalten hatte. Sie erhielten einige Blätter zur Copie, überbrachten ihre Probearbeit (1830) und da selbe äußerst fleißig und sicher gelöst war, so vollendeten die Beiden das Werk, welches mit einer charakteristischen Vorrede und mit Reimen von G. H. v. Schubert versehen, die Reihe einer seither höchst bedeutend angewachsenen Literatur eröffnete.

Fischer aber verblieb bei Schlotthauer, dem für junge Künstler so väterlich sorgsamen Lehrer, besuchte den unvermeidlichen Antikensaal und malte, erstaunlich fortschreitend, zwei Bildchen: die Flucht nach Egypten und den Gruß des Engels darstellend. In dieser Zeit kam Fischer auch in die „Gesellschaft zu den drei Schilden",*) eine poetisch künstlerische Genossenschaft, in welcher Schwanthaler, Fr. Pocci, Hoffstadt, v. Hofstetten, Balmberger, Keim, Clemens Brentano, Fr. Beck und andere gute Namen, Alle begeistert für deutsche Kunst und Dichtung, das junge Talent mächtig anregten. Bald darauf, im Beginne des Jahres 1832, ging der noch nicht zwanzigjährige Zögling der Akademie mit seinem treuverbundenen Freunde Claudius Schraudolph bereits nach Italien. Dr. Ernst Förster hatte von dem damaligen Kronprinzen Maximilian den Auftrag erhalten, die ältesten Denkmale der italienischen Malerkunst zu sammeln; Förster nahm die beiden jungen Freunde als gute Gehülfen mit sich; sie copierten (insbesondere Fischer, da Claudius früher zurückkehrte, Fischer aber bis zum Herbst 1833 bei Förster verblieb) in Mittelitalien, Florenz, Assisi u. s. w. unzählige Miniaturen, Tempera- und Freskobilder, wobei Fischer's feines Gefühl und sicherer Tact oft in überraschender Weise zu Tage trat.

Nach seiner Rückkehr begann Fischer zwei Zeichnungen und ein liebliches Bild, „die Heimsuchung Marias" (im Besitze des Herrn Radspieler) und kam dann zu Heinrich von Heß, unter dessen Leitung die großen Cartons zu den Fensterbildern der Auerkirche entworfen und ausgeführt wurden. Ruben hatte die „Himmelfahrt Mariens" vollendet, Joh. Schraudolph den „Tempelgang" dargestellt; mit letzterem Meister vereint, schuf Fischer die „Kreuztragung" und „Grablegung", dann aber selbständig die schönen Compositionen: „Begrüßung Joachim's und Anna's an der goldenen Pforte", „Mariä

*) Die Sammlungen dieser Gesellschaft bildeten später die erste Grundlage für den historischen Verein von Oberbayern.

Geburt" und „Vermählung", den „englischen Gruß", die „Anbetung der Weisen", die „Weissagung Simeon's", die „Flucht nach Egypten", ferner „Christus unter den Schriftgelehrten" und den „Abschied Christi von der Mutter".

Diese, in derselben Größe wie die Glasgemälde selbst gefertigten und farbig angetuschten Cartons bilden in ihrer Ausführung das rühmlichste Zeugniß für das energische, schöngestaltende Schaffen Fischer's, der inzwischen auch einige kleinere Staffeleibilder (z. B. eine „Flucht nach Egypten", eine „hl. Agnes" und „Simeon im Tempel") malte, welche der Münchner Kunstverein kaufte. Auch in der Glasmalerei versuchte er sich mit zwei Figürchen, so wie er früher in der Kirche zu Erfding (bei Landsberg) einige schöne Reliefe modellirt hatte. Deßgleichen entstand der Carton zu einem Glasgemälde für den Herzog von Leuchtenberg in Petersburg, eine Madonna und zwei Heilige darstellend.

Nach Vollendung dieser großen Kirchencartons ging Fischer Anfangs 1843 nach Rom, wo er bis zum Frühlinge 1844 verblieb und, wie er sich später noch mit Freuden erinnerte, das glücklichste Jahr seines Lebens im Studium der alten Meister und in eigenem Schaffen verbrachte. Ein dort begonnenes Bild („Heimsuchung Mariä", im Besitze des Herrn Maler Schwarzmann) vollendete er nach seiner Rückkehr und erhielt dann durch den Direktor der Glasmalereianstalt, Heinrich Heß, den Auftrag, drei Cartons zu den von König Ludwig in den Kölner Dom gestifteten Fensterbildern zu zeichnen. Fischer unterzog sich diesem Auftrage und schuf wahre Meisterwerke, durch die er in den Rang der bedeutendsten Künstler der Neuzeit trat. Die Anbetung des neugeborenen Krist durch die Weisen des Morgenlandes, ebenso der Moment nach der Kreuzabnahme, wie die heilige Jungfrau den Leichnam des Welterlösers in den Armen hält, und als drittes Bild die Sendung des hl. Geistes, wurden wohl schwerlich von einem neueren Künstler tiefer und inniger erfaßt und ausgezeichneter durchgeführt. Die Cartons zu den beiden Halbfenstern hatte J. Hellweger (aus Hall in Tirol), ein treuverbundener Freund Fischers, übernommen. Dr. Ernst Weiden, welcher über dieses wahrhaft königliche Weihgeschenk ein eigenes Büchlein schrieb,*) bemerkt darüber: „Das Werk selbst bekundet, daß die bei demselben beschäftigten Künstler die großen Schwierigkeiten, welche zu beseitigen waren, wohl erkannt, aber auch zu überwinden gewußt haben. In Bezug auf die Haltung des Ganzen, den Styl, gab der Riesenbau, zu dessen Schmuck die Fenster bestimmt, gaben die schon

---

*) Köln. 1854. 3. Aufl. — Vgl. auch Faber's Künstlerlexicon. 1850. V. Band. S. 168.

vorhandenen Glasgemälde mancherlei Bedingungen, auch mußte der neue Standpunkt, von welchem aus die Glasgemälde gesehen werden sollten, berücksichtigt werden. Die Künstler ließen sich aber nicht irre leiten in ihren Compositionen, sie schufen des herrlichen Tempels Würdiges, Prachtvolles, im großartigsten, zur Wirkung des Ganzen harmonisch stimmenden Style, indem sie den richtigsten Weg der Vermittlung zwischen Altem und Neuem trafen, ohne der Höhe, auf welcher die Kunst hinsichtlich der Composition und Zeichnung in München steht, den geringsten Abbruch zu thun, oder was die Farbengebung betrifft, den prachtvollsten, mittelalterlichen Werken aus der Glanzperiode der Glasmalerei nachzustehen. Die Fenster sind die lebendigsten Zeugnisse der Vollkommenheit, zu welcher dieser Kunstzweig in München gediehen ist. Es sind in allen Beziehungen vollendete Gemälde." Die Schönheit der Bilder in den drei großen Mittelfenstern nach Fischer's gleich großen und mit Wasserfarben colorirten Cartons und die in den Halbfenstern nach Joseph Hellweger, sind genügend anerkannt, ebenso den ausführenden Glasmalern J. B. Müller, Sutner, Biller und Sonner, vorerst dem erfindungsreichen Architekten Ainmüller alles Lob gespendet. Nur Director H. v. Heß, welcher dabei eigentlich gar nichts zu thun gehabt hatte, erhielt eine glänzende Decoration, unser Fischer dagegen zur Auszeichnung seines Verdienstes die k. preußische große goldene Medaille für bildende Kunst. In Köln selbst wurden die Bilder oftmals und lange als unmittelbar von Heinrich Heß gemalt bezeichnet; sie wurden in der Folge, aber nicht gelungen, photographirt und außerdem die Bilder selbst in Holzschnitten und Stahlstichen copirt und verbreitet, aber immer ohne Fischer's Namen.

Kaum von schwerer Krankheit genesen, unternahm (1848) Fischer, an unausgesetzte Beschäftigung gewöhnt, ein neues großes Oelbild, die „Grablegung Christi," welches kaum zur Ausstellung gebracht, von König Ludwig auf den edelmüthigen Rath des nunmehr auch verstorbenen Malers und Professors Schorn sogleich für die neue Pinakothek erworben wurde. In innigem, würdigem Schmerzgefühl bewegen sich die Gestalten: Maria auf die Knie gesunken und von Johannes unterstützt, breitet die Hände nach dem Leichnam, welchen, von Nikodemus und Joseph von Arimathäa getragen, die Felsengruft sogleich aufnehmen wird, nebenan ist Magdalena mit dem edelsten Schmerzausdruck in ihrem schönen Haupte, etwas entfernter eine Gruppe von weinenden Frauen. Die Schönheit der Composition, das Erhabene und Ideale in der tiefen, charakteristischen Zeichnung der einzelnen Köpfe, die äußerst fein gefühlte Bewegung der Personen und die orientalische Art der Gewandung mit der brillanten Färbung, werden das Werk immer als

eines der schönsten Oelbilder erscheinen lassen, welche zu München im religiösen Fache ausgeführt wurden. In gleicher Weise hatte der Künstler die „Kreuzabnahme" in größerer Dimension begonnen, als ihn ein höchst ehrenvoller Auftrag, leider nicht von seinem Vaterlande, überraschte. Die edle russische Fürstin von Narischkin verlangte ein 19 Fuß hohes Altarbild für ihre Kirche zu Odessa. Anfänglich ward der Wunsch nahe gelegt, ein kürzlich in Paris zur Auction gebrachtes Bild Murillos zu copiren; die gute Dame stand aber bald davon ab und ließ des Künstlers eigenen Genius walten. Und dieser schuf mit seiner „Himmelfahrt der hl. Jungfrau" ein wundervolles Bild, welches im Jahre 1852 vor dem Abgange nach dem Orte der Bestimmung, in den Räumen der Glasmalerei zur Ausstellung kam. Von hellleuchtender Glorie umflossen, schwebt Maria, die jungfräuliche Mutter des Herrn, hinauf, nicht getragen, sondern in der eigenen Kraft des vollen Schauens, denn die göttliche Herrlichkeit ist ihr aufgegangen; zwei Engel in priesterlichen Gewanden sind ihr zur Seite, indeß vier andere, in den reizendsten Bewegungen, die untere Gruppe abschließen; erst wenn des Beschauers Blicke von der gleichsam vorüberrauschenden Erscheinung hinabsinken, gewahrt man weit unten die Erde und das gänzlich untergeordnete Grab, welches die Apostel umgeben.

Die Fürstin, entzückt über das Werk, küßte, was wohl noch keinem Maler begegnet sein mochte, dem Künstler „die so von Gott begnadigte Hand, welche das Bild geschaffen hatte" und belohnte außerdem noch den Meister in fürstlich freigebiger Weise. Die Münchener Künstlerschaft veranstaltete ihm ein heiteres Fest und die Akademie nahm ihn in die Zahl ihrer Ehrenmitglieder auf.

Mit Freuden wendete sich Fischer nun zu der früher zurückgestellten „Kreuzabnahme" und schuf dazu in der Folge noch zwei weitere, ähnliche große Werke: die „Bestattung des Erlösers" und eine „Geburt Christi." In wohlbedachter sinniger Weise läßt der Künstler in dieser heiligen Nacht das Licht von dem Christkind ausgehen, welches (wie ein alter Dichter sang) hier in der Krippe liegt:

Als Mensch so jung,
Als Gott so alt.

In reinster Demuth, die der ganzen Menschheit zu Theil gewordene Heilswohlthat wohl erkennend, zeigt die hl. Jungfrau das menschgewordene Wort den in tiefster Anbetung knienden Hirten, die in der dunklen Nacht herzukamen, indeß St. Joseph in stummer Verehrung sich vor dem Heilande beugt. Darüber schweben zwei Engel mit wallenden Haaren, den schönsten Gestalten der altitalienischen Kunst ebenbürtig. Die auf so überraschende Weise beleuchtete

Gruppe ist auf das schönste gerundet und abgeschlossen, dabei von großer Lebendigkeit und Innigkeit.

Da Fischer so sorgsam war, sich nie zu wiederholen, so wußte er denselben Stoffen doch immer eine neue Wendung abzugewinnen. Er wählte — um bei der Beschreibung der vorgenannten Bilder etwas zu verweilen, den Moment vor der Grablegung: Der heilige Leichnam ist bereits vom nahen Golgatha hereingetragen und vor dem Grabeseingang niedergelegt, die Männer, welche dieses beneidenswerthe heilige Amt verrichten, schöne Gestalten, in denen der große orientalische Typus in Physiognomie wie in Gewandung sich ausspricht, haben den heiligen Leib in Tücher gelegt; voll unaussprechlichen Schmerzes hält die heilige Jungfrau den Gottmenschen unter den Armen und liebkost sein Haupt, indeß Maria Magdalena, hingegossen und aufgelöst in Schmerz, sich glücklich preist, die durchbohrten Hände des Heilandes mit ihren Lippen zu berühren; schwer ergriffen von den Vorgängen des gewaltigen Tages wendet sich Johannes seitwärts; im Hintergrunde der Gruppe nahen theilnehmende Frauen mit einem Nardengefäß. In der ganzen Composition ist ein hoher Adel, eine überwältigende Hochheit und Heiligkeit der Empfindung, wie in wenigen Werken der neueren Zeit, dabei ist die Technik wirklich brillant. Fischer verstand es den Anforderungen der Wahrheit Genüge zu leisten, ohne deßhalb der Realistik oder gar dem Materialismus zu verfallen, vor dem ihn schon sein ganzer idealer Sinn bewahrte; aber er wußte beides zu vereinigen, die Idealität in Zeichnung und Gedanke zu wahren und dem Ganzen dann doch eine sattere aber liebevolle Ausführung zu geben. Deßhalb gehören seine Werke zu den wenigen, die in keiner Zeit im Werthe verlieren werden. Man sieht es ihnen auf den ersten Blick an: sie sind nicht um Geld gearbeitet, sondern aus der Seele geschaffen und zwar nicht mühselig, sondern vom Genius getragen und angehaucht; mit einem Worte: ganze, vollendete Kunstwerke. Auch entstand ein neuer Carton (zu einem Frescobilde aus dem Leben des hl. Ignatius), der jedoch wegen Fischer's Kränklichkeit von seinem Freunde Wurm zu Stonyhorst (bei Preston) ausgeführt wurde. Auch vier oder sechs kleinere Cartons (in Oel) für Glasgemälde in England, entwarf Fischer in dieser Zeit, auch einige kleinere Oelbilder, wie „Simeon und Anna im Tempel" u. s. w., welche in den Besitz von verschiedenen Kunstvereinen kamen.

Die große Dreizahl der Bilder wurde bewundert, von der Kritik allgemein anerkannt und selbst die großen Meister, welche selbe nicht besser hätten machen können, ließen sich zu einem gnädigen: „Ja, ja, Fischer ist ein Talent, er hat ein großes Talent," herbei. Wo sie aber hinkommen sollten, wußte Niemand, am wenigsten der

Künstler, welcher aus seinem Drange, etwas durchweg Vollendetes frei, aus voller Seele zu schaffen, dieselben ohne Bestellung gemalt hatte. Ihre Ausführung hatte das kleine, durch Ersparungen gewonnene Vermögen des Meisters fühlbar geschmälert; es that ihm wehe, ohne darüber zu klagen, daß so viele seiner nahestehenden Genossen, der ehrenvollsten Aufträge sich erfreuten, an ihn aber Niemand zu denken schien. Nur einmal, in einer trüben Stunde äußerte er gegen einen theilnehmenden Freund: „Ich wollte, ich hätte ein Handwerk gelernt, ich würde es zur Stunde noch ausüben, nicht um des Geldes wegen, an dem liegt mir nichts und ich habe wenige Bedürfnisse, sondern meiner Existenz wegen.“ So dachte Fischer, der seit fünf Jahren ohne Aufträge, dennoch schaffend seiner Kunst treu verblieben war, schon daran, eines Tages sein Atelier zu schließen und müde und krank für den Rest seines Lebens in die Heimath zu ziehen, als ein hoher Freund und Pfleger der religiösen Kunst erschien, die Bilder mit ganz anständigen Preisen alle drei erwarb und noch dazu zwei weitere neue bestellte. Fischer, welcher unter dem körperlichen Leiden und der geistigen Verstimmung schwer gelitten hatte, lebte neu auf; mit ganzer Seele wandte er sich an seine Aufgabe und brachte das erste, die „Kreuzschleppung Christi“ noch zur Vollendung, das zweite, die „Anbetung der hl. drei Könige“ war im Carton vollendet; da warf ihn seine Krankheit auf das Lager, von dem er sich nur noch einmal, im Anfange des Jahres erhob, um (obwohl er den ehrenvollen Antrag Berger's, die Bilder zum neuen Hochaltar unserer Frauenkirche zu übernehmen, abgelehnt hatte) zu seiner eigenen Freude und Erholung, die „Anbetung der Weisen“, den „englischen Gruß“ und „Mariä Geburt“, in ganz altdeutscher Manier zu entwerfen; — diese einfachen, tiefempfundenen und äußerst schön gedachten Federzeichnungen waren das letzte Werk seines unermüdlich thätigen Geistes, der einer heimtückischen Krankheit erlag, deren Keim schon in frühester Jugend ihre Wurzel geschlagen zu haben scheint. Damals bereits hatte sich öfter ein gewaltsames Blutbrechen eingestellt, welches aber, da die Lunge sich als vollkommen gesund erwies, keine weiteren Bedenken brachte; im Jahre 1839 hatte ihn eine Magenentzündung todtkrank niedergeworfen, deren Folgen von weittragender Schwere schienen, doch erholte sich Fischer und verbrachte den durch keine Leiden getrübten glücklicheren Aufenthalt in Rom; darauf sandte die Krankheit wieder plänkelnde Mahnboten, die während des Aufenthaltes zu Bruneggen in Tirol, wo Fischer seinen getreuen Freund Hellweger besuchte (1848), mit einem übergewaltigen Anfall den Künstler an Grabesrand brachten. Kaum genesen, kehrte 1851 ein neuer Anfall wieder, der alsdann mit hartnäckiger Bestimmtheit fast alljährlich und allemal bis auf

den Tod erschöpfend, wiederkehrte. Von Jahr zu Jahr bereitete er sich auf sein Ende, jedesmal hatte das frische Leben wieder die Oberhand erhalten; so hoffte er auch diesesmal noch — aber das krebsartige Magenleiden spottete alles ärztlichen Beistandes; er verschied mit größter Ergebung und vollem Bewußtsein am 20. März 1859, im kaum begonnenen 45. Lebensjahre.

Rührend war der Anblick seines alten, ehrwürdigen Mütterleins, die von der drohenden Gefahr benachrichtigt, herbeieilte, den geliebten Sohn aber, der sie sehr in Ehren gehalten hatte, nicht mehr am Leben fand, wie sie ihm noch die Hand drückte, bevor man den Sargdeckel schloß und wie sie dem langen Zuge der Leidtragenden folgte, betend, mit thränenquellenden Augen und doch erfreut über die Verehrung und aufrichtige Liebe, die so Viele ihm noch nach dem Leben erwiesen, auch solche, welche ihn früher oft vornehm beseitigt, hinausgeschoben und verläugnet hatten.

Was seine Kunstrichtung betrifft, so war Fischer so glücklich, einen eigenen, selbständigen Weg einzuschlagen. Die aus der Manier des Zopfes losgerungene Kunst hatte mit einseitiger Vorsicht auch das Gute dieser lebendig schaffenden Meister weggeworfen und hielt sich absichtlich alle Vorzüge derselben entfernt; hatte in der alten Schule Farbe und Leben gegolten, so hob man in der Periode des „Wiederauflebens der christlichen Kunst“ die Empfindung über alles hervor, die mittelst eines süßen Colorits und ruhiger Bewegungslosigkeit eine krankhafte Sentimentalität gestaltete, die bisweilen wohl gar mit romantischer Sehnsucht ins deutsche und italienische Mittelalter sich verstieg und mit dem, auf aller Nachahmung liegenden Unsegen, gerade das Unschöne und Verdrehte als angeblich endgültige Muster aufstellte. Zwar war Cornelius wie ein Schwert dazwischen gefahren, seine Grandiosität durfte es wagen, bisweilen der Farbe zu entbehren, nicht so aber seine Schüler, die sich mit Seitenblicken auf die früher verachteten Coloristen nach Möglichkeit zu behelfen suchten. Fischer vereinigte nun in glücklicher Weise Beides; der Strenge seiner Compositionen ging ein prächtiges Colorit zur Seite; er ließ sich nie von der Empfindung hinreißen, sondern beherrschte dieselbe; seine Person stand nie in dem zu schaffenden Werke, sondern außerhalb und objektiv gegenüber. Darum ist gerade in seinen späteren Oelbildern, in denen sich ein höchst bedeutender Aufschwung kund gibt, überall eine reif durchdachte Klarheit, eine scharfsinnige Reinheit und dabei eine Harmonie von Linienschönheit und Farbengebung, so daß das wahre Leben daraus spricht und den Beschauenden fesselnd ergreift. Seine Gestalten tragen das Gepräge des Edlen, Erhabenen und Idealen, seine Charaktere sind in origineller Weise aufgefaßt, man sieht, sie haben alle in dem Künstler gelebt und ge-

handelt und sind darnach dargestellt. So kam es denn, daß dem Maler von den im Traumleben wandelnden oder gewerbsmäßig malenden Genossen der Vorwurf der Realistik erwuchs und manches Haupt der „religiös-historischen Schule“ ihn verläugnete, obwohl ihn die gegentheilige Richtung, schon der Heiligenhistorie wegen, die er vertrat, nicht in Gnaden hielt. Fischer aber ging ruhig und unbekümmert seinen Weg; den wohlmeinenden Eiferern setzte er entgegen, daß er nun einmal nicht anders könne; seine Bewunderer und begeisterten Lobredner aber machten ihn traurig, denn es gab ja kaum einen Künstler, der für diese Kost und Götterspeise so unempfänglich war und dadurch verstimmt werden konnte. Fischer war eben ein eigener Charakter, von großer Geistesschärfe und tiefer Schweigsamkeit, dem sprechenden Zeugnisse eines innerlichen Lebens; ihm war eine unantastbare Sittenreinheit und ein Edelmuth eigen, der überall nur das Gute hervorsuchte und dann lebhaft vertheidigte; er besaß einen Adel der Gesinnung, der fähig gewesen wäre, die Errungenschaft eines halben Lebens einem Freunde zum Opfer zu bringen.

Von dem großen Reichthum seiner Skizzenbücher, Entwürfe und Zeichnungen wurde nur Einiges einer Auktion unterworfen, den Haupttheil, dabei einige kleinere, ganz vollendete Bilder, haben seine Geschwisterte (er selbst war nie verheirathet) unter sich getheilt und vor Zersplitterung gewahrt.

Zwei Brüder.

Franz und Konrad Eberhard.

I.

Churfürst Clemens Wenzeslaus, der Bischof, war einst auf seiner Firmungsreise in's Allgäu und nach Hindelang gekommen, da hatten ihm zwei Jünglinge einen gar stattlichen Ehrenbogen aufgebaut. Gerührt sah der gute Herr das Kunstgeschick ihrer Hand, beschied die Beiden vor sich und beschloß, da sie ihm schöne Hoffnungen zu bergen schienen, sich derselben anzunehmen. So wurde vorerst der jüngere, Konrad, ausgerüstet und nach München auf drei Jahre in die Lehre gesendet.

Konrad Eberhard wurde den 25. November 1768 geboren, sein Bruder Franz im Jahre 1766; die Angaben über den Letzteren sind überall verschieden, doch entscheidet, wie wir in der Folge sehen werden, die eigene Aufschreibung Konrads. Die Brüder stammten aus einer alten Bildhauerfamilie; schon ihr Großvater hatte die Kunst geübt, ihr Vater hatte ehedem zu Gratz und Linz gelernt. So brachte Konrad, als er zu München bei dem berühmten Roman Boos erschien, schon viele praktische Vorkenntnisse mit sich, lernte bei seinem thätigen Meister, copirte Portraits und Figuren und war bald im Stande, eigene Arbeiten, namentlich viele Kinderfiguren für Grabdenkmäler auf dem Friedhofe, selbst auszuführen. Ein großer Homerkopf, den er copirte, machte ihn mit Sambuga bekannt, der unsern Konrad an König Max I. empfahl. Dieser nahm sich seiner an, gab ihm eine Bestellung und sandte ihn zur weiteren Ausbildung nach Rom.

So war Eberhard mit unter den ersten deutschen Künstlern, welche die Alpen überstiegen und das Wunderland Italia schauten. Bei seiner Ankunft in Rom war Carstens bereits abgereist, aber Canova, Herr von Rhoden, der minutiöse Landschaftsmaler, die berühmten Schick und Wächter (welch Letzterer gerade seinen Hiob vollendet hatte) befanden sich dort; da tummelte sich auch der klassische Joseph Koch, noch mit einer Carmagnole bekleidet und trunken von der gallischen Freiheit; später kamen Reinhard, Wagner, auch der Maler und Dichter Friedrich Müller, dazu die beiden Schadow. Hier vollendete Konrad seinen ersten Auftrag, eine Muse, die ihm in Rom und in der Heimath große Bewunderung und Anerkennung zuzog. Bald darauf folgte eine „Leda mit dem Schwan", die im Rechberghause (auf der Hunds-

kugel) zur Ausstellung kam und ganz München in Bewegung setzte. So etwas hatte man noch nicht gesehen. Bisher hatte man die klassische Kunst nur aus der Behandlung des Zopfes gekannt, das aber war keine manierirte Nachahmung der Antike, es war eine freie Schöpfung und doch voll griechischer Schönheit, züchtiger Reinheit, Grazie und Vollendung.

Darauf mußte Eberhard wieder nach Rom; der damalige Kronprinz (und nachmalige König) Ludwig betraute ihn mit ehrenvollen Bestellungen und übertrug ihm bedeutende Einkäufe. Dreimal brachte Eberhard große Transporte für die Sammlungen der Glyptothek, es waren zwölf Wagen, darunter enthielt einer den berühmten barberinischen Faun, welcher um 70,000 Gulden erstanden worden war. Bei diesen Käufen und Transporten ist Eberhard's Uneigennützigkeit im höchsten Grade rühmenswerth, eine Tugend, ob welcher viele andere berühmte Namen bei solchen Gelegenheiten leider nicht gepriesen werden konnten.

In der Folge arbeitete Eberhard eine Zeitlang zu Schlehdorf und zu Starnberg; im Schlosse Berg wurde das in der Theatinerkirche befindliche Denkmal vollendet. Im Jahre 1816 wurde dann Konrad zum Professor der Bildhauerkunst an der Münchener Akademie ernannt.

Früher hatte man von einer christlichen Kunst nichts gehört oder wenig gewußt; wagte sich Einer daran, so wurde er von den aufgeklärten Freigeistern mit kränkendem Spotte belohnt und selbst Canova, der eine Pieta versuchte, brachte nur ein kaltes Gebilde zusammen. Ja, einer dieser Gesellen rühmte sogar und hoffte es zu erleben, daß die heilige Jungfrau noch im Costüm der florentinischen Venus dargestellt werden müßte. So weit hatte man sich in die Antike verrannt!

Eberhard war in staunendem Entzücken zuerst wieder vor den großen mittelalterlichen Werken der italienischen Kunst stille gestanden. Sein ältestes Skizzenbuch zeigt viele Copieen davon. Giotto's Großartigkeit und poetische Fülle, die herzinnige Gemüthstiefe des armen Mönches von Assisi, hatten ihn voraus gefesselt; eine neue Welt ging ihm auf vor den erstaunten Blicken. Mit solcher Innigkeit, Gedankenfülle und lebensvoller Poesie müsse man schaffen, das wurde ihm klar. Von nun an machte er sich an das Studium der alten vergessenen und verachteten Meister und eingehend in ihre Schöpfungen und von gleichem Geiste beseelt, gestalteten sich seine bewunderungswürdigen Compositionen, die freilich größtentheils alle unausgeführt blieben und nur auf Zeichnungen und Cartons sich beschränkten. Wir wollen in der Folge auf eine oder die andere zurückkommen. Einer unserer schärfsten Kritiker,

dessen Zeugniß gewiß als ein unverfängliches gilt, Fr. Pecht (Südfrüchte. II. 305) sagt, daß Eberhard's Compositionen „an liebenswürdiger Naivetät, an seelenvoller Frömmigkeit des Ausdrucks, an Ernst und Tiefe nur mit Lucca della Robbia und Verochio sich messen können; ich kenne eine kleine Madonna von ihm, die zu dem Schönsten gehört, was mir in dieser Art überhaupt vorkam, und, wenn sie jenem an Feinheit des Natursinnes nicht gleichkommt, an Innigkeit und Reinheit ihn wohl noch übertrifft, der die mütterliche Zärtlichkeit kaum je so zu adeln wußte."

So schwankte Konrad wohl eine Zeit lang zwischen Malerei und Plastik, indeß sein Bruder Franz, der bald sein treuester Genosse in dieser Richtung geworden war, die lieblichsten Figürchen und Reliefs in Alabaster schuf.

Als Overbeck als der erste (von Wien) mit einem christlichen Bilde, und später Cornelius, nach Vollendung des „Faust", nach Rom kamen, war Eberhard mit seiner neuen Richtung schon im Klaren. Sein damals modellirtes Madonnenbild ist seither typisch geworden und in hunderten von Abgüssen verbreitet, in zahllosen Copien bekannt und alle Bildhauer sind, mehr oder minder bewußt, bis auf unsere Tage noch von diesem Werke abhängig, das im Bereiche der Plastik einen ähnlichen Zauber übte, wie das Haupt des olympischen Zeus von Phidias, welches gleichfalls unbewußt noch durch alle neuen Darstellungen des Weltschöpfers leuchtet. Von diesem Standpunkte aus, ist Eberhard's Wirksamkeit und Bedeutung nicht hoch genug anzuschlagen und viel zu wenig gewürdigt. Freilich verfiel er bald darauf in den sehr nahe liegenden Fehler, die Natur selbst weniger zu Rathe zu ziehen; die geistige Idee der Schönheit überwog so sehr bei ihm, daß die technische Ausbildung und die mit Gewalt überhand nehmende Realistik beleidigt wurden; der Meister verschwand unbillig und wurde von der mehr Glück machenden Zeitströmung zurückgedrängt; deßungeachtet gilt auch von ihm das bedeutungsvolle Räthselwort, er sei von Manchem übertroffen, aber von Keinem noch erreicht worden.

Zu seinen großartigsten Compositionen gehört das Altarwerk, welches Frl. von Linder besitzt; dasselbe war ursprünglich für eine der neuen Kirchenbauten König Ludwigs bestimmt, die Ausführung aber unterblieb aus unbekannten Gründen. „Nur die grenzenlose Bescheidenheit und Zurückhaltung Eberhard's trugen — wie Pecht richtig bemerkt — die Schuld, wenn ihm bei seinen Lebzeiten niemals die Anerkennung und Aufmunterung zu Theil ward, die er in so hohem Grade, sowohl durch seine Bildwerke, als seine zum Theil außerordentlich schönen historischen und religiösen Compositionen verdiente, die ihn jedenfalls als den würdigsten Zeitgenossen Rauch's

und Thorwaldsen's, wenn auch ganz andern Tendenzen folgend, erscheinen lassen."

Unter den von ihm ausgeführten Bildwerken erinnern wir an die Denkmale der Bischöfe Sailer und Wittmann im Regensburger Dom, ferner rühren viele Standbilder von ihm her, sowie Figuren am Portal der Allerheiligenkirche, die Figürchen am Blindeninstitut, die beiden Standbilder am Isarthore, ferner viele Büsten und Portraite, so des Grafen von Stolberg u. s. w. —

Als im Jahre 1836 sein erblindeter Bruder Franz starb, da brach die eine Hälfte seines Lebens; Konrad zog sich vom Lehramt zurück und schuf nur noch in der Stille an seinen Werken. Neue Compositionen blühten auf, ein unerschöpflicher Born von Poesie lebte und wallte in ihm. In gleicher Zeit, mit dem beginnenden Alter, kam auch eine merkwürdige Schwäche über ihn; mit unbegreiflicher Verachtung betrachtete er alle früher „im Dienst des Heidenthums" geschaffenen Werke, und vernichtete selbe, so weit sein Arm reichte und selbst biblische Stoffe z. B. ein prachtvoller Carton mit dem Sündenfalle, der ihm daran zu grenzen schien, wurden zerschlagen und zerrissen. So gestaltete sich eine Härte und Strenge, die mit seiner herzgewinnenden Einfalt seltsam contrastirte, die freilich nicht verletzte, aber doch um seinetwillen wehe that, obwohl man wieder zugeben mußte, daß der Meister von seinem Standpunkte aus nicht so gänzlich im Unrechte war. Ebenso vernichtete er auch alle Briefe und Correspondenzen, einen kostbaren Schatz: unzählige Briefe von den berühmtesten Künstlern und Gelehrten seiner Zeit, Briefe von König Ludwig und Cornelius, von Niebuhr und Göthe mußten unerbittlich in das Feuer, welch Letzterem er früher den „Erlkönig" und „Sänger" in Musik gesetzt hatte, denn auch darauf verstand sich der gute Herr und übte diese Kunst, durch Ett's Freundschaft genährt, gerne und immerdar. Während viele der damaligen Kunstjünger (Mancher davon ist jetzt ein tüchtiger, vielgenannter Meister geworden) von ihm die Weihe, Ermunterung und großartige Unterstützung erhielten, genoß er selbst das otium cum dignitate, schaffend und wirkend mit Meißel und Pinsel, auch wohl reimend und dichtend, Noten setzend und betend. Außer der Madonna, die er nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Eich stiftete und außer den großen Entwürfen, wie „die Kirche Gottes auf Erden", entstanden nur einige Wiederholungen und Reproduktionen früherer Arbeiten, von denen eine Anzahl biblischer Compositionen auch in Stich (zu Hildburghausen) erschienen sind; manches Blatt zeichnete er selbst auf Stein, andere wurden durch Photographie verbreitet. Eberhard schloß seinen Antheil an der Welt ab, ordnete seine letzten Bestimmungen, verschenkte von seinen wenigen Habseligkeiten bis auf das

Nothwendigste und sah mit der vollen Freudigkeit eines wahren Christen seinem Ende entgegen. Es ging aber noch nicht so schnell. Sein neunzigster Geburtstag überraschte ihn noch ziemlich wohlbehalten. Nur Auge und Gehör versagten allgemach ihren willigen Dienst; seine Einsamkeit wurde durch einen jüngeren Freund, den braven Historienmaler J. B. Müller belebt, er fand an ihm und seiner Richtung eine erwärmende Stütze seines Alters. Endlich versagte der Magen seinen Dienst, sein Augenlicht schwand in auffallender Weise mit der Klarheit des Geistes, bald verfiel ihm die Sprache und so entschlummerte er ohne Schmerz und Leiden, nach achttägigem Lager, am 12. März 1859, nahe vor Mitternacht.

Er schied aus dem Leben, es war kein Kampf und kein Tod — nur ein Heimgang zum Vater.

Der freundliche Greis mit den Silberhaaren und dem lieblichen Lächeln und milden Grüßen wird Allen, die ihn zu kennen das Glück hatten, eine schöne Erinnerung bleiben. Konrad war, ebenso wie Franz, ein helles, klares Kindergemüth, spiegelreine Seelen, auf denen selbst kein Schatten eines Fehls haften konnte. Ganz treffend ist es, wenn Raczynski in seiner Kunstgeschichte (II., 222) das im Leben so eng verbündete Paar also charakterisirt: „Beide Brüder sind nie verheirathet gewesen; die größte Sittenreinheit hat alle Zeit ihres Lebens verschönt; Frömmigkeit, Lauterkeit, Einfachheit und Liebe sind die Gefährten dieses christlichen Wandels gewesen. Die Demuth, weit entfernt, ihrer Würde Abbruch zu thun, hat vielmehr den Charakter dieser herzlich guten Menschen erhöht.“

II.

Ramboux zeichnete im Jahre 1813 die Bildnisse der Brüder Eberhard; schon damals hatte er die Beiden im Style der mittelalterlichen Meister dargestellt. Und das waren sie auch, diese seltsamen Menschen, in Wort und That.

In gar eigenthümlicher Weise spricht dieser Zug der gutmüthigsten Einfachheit und ungesuchten Natürlichkeit aus einem Buche, welches sich in Konrads Nachlasse fand. Es ist das die bekannte Eck'sche, also katholische Bibel, gedruckt zu Ingolstadt im Jahre 1550 durch Alexander Samuel Weißenhorn, Gebrüder. In ihr hatten sich bereits die früheren Besitzer so ziemlich der Reihe nach eingeschrieben. „Disse bibel kost 4 gulden durch mich Joannes

Bädum zu Abbenzell," so hatte, interessant für die damaligen Bücherpreise, der erste Besitzer oben bemerkt. Dann war die Bibel in die Hände eines anderen Herren gekommen, der sich „sum Melchior Fröelich" einkritzelte und von da, vielleicht nach mancherlei Zwischenstationen, an einen gewissen Fr. Thom. Wittner, von dem Franz Xaver Eberhard, der überhaupt auf alte Folianten ein wachsames Auge hatte, den schweren Band um 3 Gulden 6 Kreuzer erhandelte, im Jahre 1803.

Auf die weißen Deckelblätter des Buches haben nun die beiden Brüder ihre ganze Abstammung und Familienchronik eingeschrieben, was sie selbst berührte, was sie noch wußten und nicht vergessen haben wollten. Es ist wenig zwar, aber das Ganze braucht nur in eine ältere Orthographie, etwa die des 13. Jahrhunderts, übertragen zu werden, um außerordentlichen Zauber zu üben.

Zuerst begann also Franz auf dem letzten Blatte: „Anno 1809 den 31. Mai starb meine liebe Mutter Veronika Henggin, im 77sten Jahre ihres Alters. Sie war Gebürtig aus dem Nesselwängle. Ihre Eltern waren Andreas Hengg, Gebürtig von Vils, gestorben 1742, und Ihre Mutter Veronika Rieffin, welche bey uns hier in Hindelang 1784 gestorben Ihres Alters über 90 Jahr. Sie Ruhen in Frieden."

„Anno 1813 den 6 Juli Vormittag zwischen 8 und 9, verschied aus diesem Leben, hoffentlich in ein besseres, mein lieber Vater, Johann Richard-Eberhard, Bildhauer dahier in Hindelang, im Oberkirchdorf, im Haus Nro. 4.*) Seines Alters 74 Jahr, 2 Monat, 3 Tag. Er Ruhe in Frieden! Seine Eltern waren Melchior Eberhard, auch ein Bildhauer, gebürtig aus dem vordern Hindelang; die Bildhauerei erlernte Er zu St. Florian, einem Kloster in Oberösterreich. Er starb den 12 Sept. 1777, seines Alters 76 Jahr — und Afra Mayerin, gebürtig von Leeden**) starb den 12 Februariy 1772, Ihres Alters 74 Jahr. Sie ruhen in Frieden."

„Mein lieber Vater ligt in dem Grab Seiner lieben Mueter und mein Muter ligt in dem Grab meines Großvaters Melchior Eberhard — auf dem Kirchhof in Hindelang neben der untern Kirchthür am Weeg. Die Aeltern meines Großvaters waren Mathias Eberhard, ein Leinweber, gebürtig ab dem Beilenberg der Pfarr Altstädt, starb 1743, seines Alters 79, — und Brigida Zellerin, gebürtig aus dem Obernkirchdorf, gest. 1753, ihres

---

*) Das war also das väterliche Heim dieses Brüderpaares; Konrad hat das Haus abgemalt, das Bild kam in den Besitz des Historischen Vereins von Oberbayern.

**) Bei Landsberg, wohin die Brüder Eberhard auch Altäre machten.

Alters 87 Jahr. Sie ruhen in Frieden. Diese ihre Aeltern waren Michael Zell, Jäger dahier und Maria Wanckmillerin. Sie ruhen in Frieden."

„Die Aeltern meiner Großmutter der Veronica Riefin waren Georg Rief, ein Stadelküffer in Nesselwängl (in Tirol) und Maria Schädlin von Thanheim. Dem Georg Rief fiel ein Salzfaß auf den Fuß und mußte ihm der Fuß ob dem Knie abgenommen werden, als er 84 Jahr alt war. Er wurde wieder geheilt und erreichte ein Alter von 96 Jahren. Sein Vater war Mathias Rief, Jäger in Nesselwängle, der Mutter Nahm ist mir unbekannt. Sie ruhen in Frieden."

Dieser Ausschreibung, die ganz den liebenswürdigen Zug theilt, der die Geschichte von Jung-Stillings Voreltern so anziehend gemacht hat, reiht sich nun die Hand Konrad's an, der auf dem vorderen Blatte der Bibel in diesem Berichte weiter fährt:

„Anno 1836 den 18. Dezbr. ist mein lieber Bruder Franz Xaver Eberhard im 70sten Lebens Jahr Nachmit Tag drei Viertl auf Ein Uhr selig in Gott verschieden! nachdem er mit den hl. Sterb-Sakramenten versehen worden, hatte er ein großes Verlangen nach dem ewigen Leben! So wie er mir durch ein kristliches Leben voran ginge, so auch in seinem seligen Tode. — Herr Gib Ihm die ewige Ruhe! und erbarme Dich meiner, erbarme Dich unser!" — Konrad war damals trostlos und vermeinte ein halbes Jahr lang, täglich zu sterben; sein ganzer Schmerz schreit aus diesen wenigen Zeilen. Noch mehr aber die innige Liebe und Zärtlichkeit zu seinem „Brüeder," der lange vor seinem Ende, hauptsächlich durch die Arbeiten in den feuchten Lokalitäten der ehemaligen Porcellan-Manufactur zu Nymphenburg, sein Augenlicht eingebüßt hatte. Konrads Bericht fährt fort:

„Wie mein liebster Bruder nur immer für mich besorgt war, so war er es bis zu seinem Tode; so sagte er: „wenn nur Du gesund bleibst; traure doch nicht um mich, denn wenn ich die Wahl hätte noch länger zu leben, so sterbe ich doch lieber! sehe doch, daß du gesund bleibest und die zwei Monumente für die Bischöfe Sailer und Wittmann noch vollenden kannst."

Dazu hat Konrad später noch folgende Randbemerkung nachgeschrieben: „Ich habe diese Grabwächter ein Jahr darnach im Dome zu Regensburg vollendet aufgestellt, im Juni 1843 habe ich das Grabmal für den selig verstorbenen Bischof Schwäbl, gleichfalls in meinem 76. Jahre im Dome zu Regensburg aufgestellt."

Weiter schreibt Konrad über die Monumente der Bischöfe Sailer und Wittmann: „(Diese habe ich nun am Orte ihrer Bestimmung im Dome zu Regensburg vor 10 Täg aufgestellt, 1837,

den 2. Juli.*) Diese Grabmäler wurden mit aller Feierlichkeit von dem Herrn Bischof und hohen Geistlichkeit eingeweiht.)"

„Nun habe ich für meinen lieben Bruder noch ein kleines Monument verfertigt, es besteht in einem Basrelief, die Mutter Gottes mit dem segnenden Kristuskinde; ich habe dieses nach der Idee meines lieben Bruders, welches er öfter im klein, in Alabaster ausgeführt hatte, ins große von feinem Kalkstein ausgeführt mit zwei Thürlein; wenn die offen so sieht man die hl. Namenspatrone meines seligen Vaters, Johann den Tauffer, und meiner sel. Mutter, die hl. Veronica, den hl. Franciscus Xav. und den hl. Konrad, Bischof von Constanz, meinen heiligen Namenspatron. Auswendig auf der Thür ist Kristus als guter Hirt, und mein blinder Bruder sagt zu Kristus: Herr bleibe bei uns, es will Abend werden (ich Ihm zur Seite); vor dem Eingange der Todten Gruft der Herr Pfarrer Wankmüller zu Hindelang sieht zum Fenster herein. Die Gegend die von Hindelang." — Ich erinnere mich noch, daß, als ich zum erstenmale (beiläufig im Jahre 1848) zu Eberhard kam, derselbe mit großer Lebhaftigkeit von dieser Composition sprach, welche in leichter Bleistiftzeichnung über dem Lehnstuhle des freundlichen Greises bis zu seinem Tode hing. Mit Thränen im Auge gedachte er noch seines „lieben Brüeder Franz" und fragte mich theilnahmsvoll, ob ich selben nicht noch gekannt hätte.

„Dieses kleine Denkmal für meinen lieben lieben Bruder und seligen Aeltern — fährt Konrad fort — werde ich nächste Woche nach Hindelang transportiren und der Herr Pfarrer (Wankmüller), unser beider liebster Freund, wird den Jahrtag für meinen seligen Bruder abhalten, so wie für unsere lieben Aeltern und Anverwandte. (Ich) Konrad Eberhard, gleichfalls Bildhauer, lebe in meinem 69. Lebens Jahre in München. Gott der Allbarmherzige wolle uns alle(n) durch seinen Eingebornen unsere Sünden verzeihen und durch die Mutter der Barmherzigkeit durch ihre Vorbitte, besonders in der Stunde unseres Absterbens von dieser Welt. Amen." —

So schrieb der gute Herr fast zweiundzwanzig Jahre vor seinem Tode. Das liebe Buch, welches durch die Hände seiner Besitzer eine werthvolle, vierfache Autographensammlung geworden, wurde mit anderen Dingen, Skizzen und Bildern versteigert und kam nach Norddeutschland.

Wir haben diese Zeilen wörtlich und mit der originellen Schreibweise wiedergegeben, vielleicht wird nun ein anderer Biograph diesem Künstlerpaare darob Dank wissen, wenn es uns verwehrt sein

---

*) Sonach ergibt sich von selbst Tag und Jahr, an welchem Eberhard diese Zeilen in seine Familienbibel eintrug.

sollte, später nochmals und zwar ausführlich auf das Schaffen dieser Künstler zurückzukommen.

In Konrad Eberhard's Nachlaß befanden sich allerlei früher begonnene, meist aber unvollendete Oelbilder von seiner Hand; eine tüchtige Reihenfolge von vollendeten Handzeichnungen und Entwürfen aus früherer und späterer Zeit; ferner einige allerliebste plastische Arbeiten in röthlichem Alabaster: ein Madonnenköpfchen und ein Engelchen von reinster, duftigster und zart vollendeter Schönheit; ein 3 Zoll hohes Figürchen, eine Karyatide mit äußerst nobler Drapirung; ein paar altdeutsche Altarflügel mit Bildern und Schnitzwerk, eine Anzahl Holzschnitte und Kupferstiche, etliche Bücher u. s. w. Das meiste und beste davon ging in Besitz der Herren Brugger, Entres und Dr. Sepp, Maler Osterried und Anderer über.

Joh. Georg Müller,

Baumeister und Dichter.

(Geb. 15. Sept. 1822, gest. 2. Mai 1849.)



Das Leben eines reichbegabten Mannes, das vorüberzog wie ein schöner Frühling! Johann Georg Müller wurde am 15. September 1822 zu Mosnang*) im stillen Thale geboren; er war der Sohn frommer Eltern, die, von anderen Confessionen umgeben, ihres Katholizismus sich wohl bewußt waren. In der Größe und Schönheit der landschaftlichen Natur vergingen seine Tage in voller Kinderlust, erhöht durch seltsame Festlichkeiten und Gebräuche, welche im väterlichen Hause durch altes Herkommen geheiligt waren. Der Knabe ward zum Färber bestimmt, doch seine frühe Freude am Zeichnen rettete ihn auf die Schule von St. Gallen, wo die Vaterlandsliebe geweckt, sein Sinn- und seine Phantasie den Naturwundern der Schweiz, ihrer Geschichte und den Sagen der Vorzeit zugelenkt wurden. Bald zeigte sich auch die angeborne Liebe zur Poesie, die Frühlingsknospen brachen zu Liedern auf, der Jüngling träumte sich als Königssohn, der die Krone verschmäht, um die Dichtkunst als Braut zu umarmen. Damit aber nicht die tiefsinnige Sage von dem Gemsenjäger, der anfänglich glücklich über Klüfte und Felsenabhänge, über Gletscher und tosende Gießbäche sein flüchtiges Ziel in die leben- und lautlose Einsamkeit verfolgt, plötzlich aber als ein Opfer seiner unersättlichen Jagdlust Leben und Beute zugleich verliert und dem flüchtigen Edelwild in den Abgrund nachstürzt — damit die Sage nicht wiederum Wahrheit werde, ward ernstlich an einen bestimmten Lebenslauf gedacht und Georg im 16. Jahre als Lehrling zu einem Meister der Baukunst gebracht, als Lerner und Schüler einer Kunst, die er mit allen Kräften seines Geistes zu erfassen strebte. Nun wurde gezeichnet und colorirt, copirt und erfunden, mit allem Eifer wurden, obwohl noch mehr der antiken Kunst zugewendet, Theorie und Geschichte der Baukunst studirt und alle möglichen Hülfsmittel herbeigezogen und erschöpft. Dazwischen vergaß er die Pflege der Poesie nicht und entwarf manchen Plan zu großen Gedichten.

Ausgerüstet mit guten Kenntnissen, ausgezeichneter Geschicklichkeit, frischem Muthe und einem für alles Große und Schöne offenen Sinne, pilgerte Georg nun nach München (November 1839), wo alle künstlerischen Kräfte durch König Ludwig in erstaunliche Bewegung versetzt waren. Unter Fr. Ziebland's**) vortrefflicher

---

*) Im Bezirk Alt-Toggenburg, im Canton St. Gallen.

**) Erbauer der Basilika (St. Bonifaz) in München.

Methode, der die jungen Talente in keiner Art zu beschränken und zu bevormunden pflegte, hatte sich Müller's reiche Eigenthümlichkeit rasch und mit klarem Bewußtsein entfaltet; die Vorliebe für die antiken Baustyle wankte bereits und als Müller erst noch eine Umfahrt über Augsburg, Ulm und Nürnberg gehalten, erschloß sich ihm auch das Verständniß der mittelalterlichen Kunst mit ihren malerischen und phantasiereichen Schöpfungen. Nun wurden Kirchen, Rathhäuser und andere Gebäude im altdeutschen Style entworfen und gezeichnet und der erste Schritt in das öffentliche Leben gewagt. Denn als im Jahre 1841 die Stadt Mühlhausen eine Concurrenz ausschrieb, da konnte Müller der Lockung nicht widerstehen, sich auch dabei zu betheiligen und obwohl seine Pläne nicht zur Ausführung kamen, so hatte der neunzehnjährige Künstler doch die Freude und Genugthuung, daß sie von der Commission unter die wenigen gezählt wurden, die an das Ministerium nach Paris zur Auswahl kamen und daß ihm später sogar ein ermunternder Preis zuerkannt wurde.

Ueber einer neuen Baugruppe sinnend, zog er in die Heimath zurück, die ihm aber sehr einsam und kahl erscheinen mußte im Vergleich zu dem Aufenthalt in München und der dortigen Umgebung von Künstlern und Kunstschätzen. Eine größere Reise sollte den Mangel ersetzen, aber schon in Basel fand sich angemessene Beschäftigung und die unzweideutigste Anerkennung seiner Leistungen. Die Gewandtheit, mit welcher er in die manigfachsten Aufgaben einging, die Leichtigkeit, mit welcher er Pläne entwarf, die Schönheit und Zierlichkeit, mit denen er seine Zeichnungen in Farben ausführte, verschafften ihm Aufträge von vielen Seiten. Der Künstler in ihm fand aber zu wenig Befriedigung, seine Seele spürte den Abgang höherer Kost, die Poesie war auf der staubigen Heerstraße des praktischen Lebens nicht zu finden, so sehr er sich auch nach ihr sehnte. Schon nahm eine wehmüthige Stimmung überhand, — da kam unerwartet und ungesucht plötzlich Gelegenheit zu einer Reise nach Italien. Der Vertrag wurde geschlossen und so ging's schon am 9. Oktober 1842 über den Splügen nach dem gelobten Lande Italia! Mailand, die Karthause von Pavia, Genua, Pisa wurden gemustert mit den scharfen Augen des Künstlers und gehobener Stimmung. Alles stand in poetischer Beleuchtung und versetzte ihn in staunende Bewegung. Wir übergehen die Auszüge aus den Tagebüchern, uns an die Gedichte haltend:

Noch gestern unter Schnee und kühlen Tannen!
Heut' bei Oliven und Orangenbäumen!
Ich seh' mein Glück und mein' es nur zu träumen,
Und das Geträumte liebend zu umspannen.

Statt nächt'ger Schauer, die in Duft zerrannen,
Seh' gold'ne Strahlen ich die Felsen säumen
Und zu der Schluchten unwirthbaren Räumen
Den kalten, trüben Nebeldunst verbannen.

Daß ich im Bild die Vorbedeutung sehen,
Daß meiner Tage Nebel nun verwehen,
Und meine Schickungen sich rasch verwandeln:

Dann steht ihr hochgethürmten Alpenmauern,
Zur Abwehr vor des Schicksals nord'schen Schauern,
Und du, o Süden, rufe mich zum Handeln!

Das war prophetisch gesungen. Zwar ging es flüchtig durch Florenz in vier Tagen nach Rom, aber im Herzen hatte bereits der Keim zu einem christlichen, zu einem Kirchenbaumeister Wurzel geschlagen, zumal wenn er an den Dom von Florenz mit der unausgebauten Façade, die für ihn noch so bedeutend werden sollte, gedachte. Die Tagebücher zeigen so recht das reiche Leben, wie das Dichterauge keine der überaus günstigen Situationen übersah, überall poetische Verhältnisse und Verknüpfungen band und sich in die Welt der Wirklichkeit eine zweite, die des Gedankens, schuf. Nach einigen weiteren Ausflügen, wobei die mit der italienischen Gothik übereinstimmenden Sculpturen und Malereien nicht übersehen wurden, ging er wieder nach Florenz, wo er sich ausschließlich dem Studium des Domes widmete und den ersten Gedanken über eine Restauration der Façade in Wort und Zeichnung zu Papier brachte.

Diese Arbeit müssen wir als die bedeutendste, als den Höhepunkt seines leider so kurzen Lebens betrachten. Mit ihr betrat er einen, der heutigen Architectur ganz unbekannten, wenigstens von ihr vernachlässigten Weg und hat auf demselben bis jetzt keinen berechtigten Nachfolger gefunden, wie Viele auch staunend stehen geblieben vor den Werken, zu denen er führt. Dieser Arbeit widmete Müller seine Liebe, seine Begeisterung, seine künstlerischen wie körperlichen Kräfte, ja sein Leben, denn in der unausgesetzten und wachsenden Gluth der Phantasie erfuhren seine Nerven den ersten gefährlichen Schlag und die nebenher schleichende Sorge, sein Alles an eine vergebliche Mühe gesetzt zu haben, legte sich im Verlaufe der Zeit als fressender Wurm an seine Seele.

Der Dom von Florenz, begonnen im Jahre 1294 nach den Plänen des Arnolfo di Lapo und beendet 1421 mit der Kuppel Brunelleschi's, ist in seiner ursprünglichen Fassung eines jener wunderbaren, fast märchenhaften Bauwerke, welches italienischer

Nationalsinn unter der Herrschaft des germanischen Kunstgeistes mit überwiegender Eigenthümlichkeit hervorgebracht hat. Der Maler Giotto, dem die Fortführung des Baues 1332 zugefallen war, hatte nicht nur die Façade nach seiner Zeichnung begonnen, sondern einen Glockenthurm in demselben Style hinzugefügt; der Thurm ist vollendet, die Façade ward unterbrochen, nachdem fast drei Abtheilungen derselben ausgeführt waren, und endlich 1588 auf Befehl des Großherzogs Franz von dem Architekten Buontalenti herabgeworfen, um einer neuen, im Geschmacke der Zeit, Platz zu machen. Dieser Plan kam glücklicher Weise nicht zur Ausführung und es wurde später einmal nur etwas demselben Aehnliches auf die Wand gemalt, ein Scheinbild, welchem indeß Regen und Sonnenschein keine Dauer gegönnt haben. So war denn an der kahlen Steinseite des wunderherrlichen Baues nichts zu sehen, als die Form des überhöhten Mittelschiffes, drei runde Oeffnungen und darunter drei Eingänge nach jedem der drei Schiffe. Das aber sind eben die Punkte, an denen Müller die Fäden seiner Kunst angesponnen und die nun nach vielen Versuchen und Verschlingungen so zusammenwirkten, daß die Aufgabe gelöst war und er vor Tausenden einen herrlichen, entzückenden Gedanken gefunden, dessen Ausführung geradezu nicht unmöglich gewesen wäre.

Nun galt es den Hof von Toscana für seine Pläne zur Vollendung des Domes zu gewinnen. Lassen wir den Meister selbst reden: „Als ich vor Brunelleschi's hohem Fensterbogen (im Palazzo Pitti) dem Kanzler die Pläne erklärte, ward der Himmel dunkel gegen Prato hinaus. Dies ist der letzte Plan, sagte ich, und wie ich glaube, der beste, den ich erfand. In dem Augenblicke fuhr ein Blitz vom Himmel und übergoß das Blatt in meiner Hand mit Gluth; — der Kanzler nahm eine Priese und ich fuhr bewegt in meiner Erklärung fort. Ich ging nach Haus voller Hoffnung; ich war gewiß, der Fürst werde meinen Wunsch mir gewähren; ich sah mich schon vor dem großen Pergament, in großen Zügen die schwer erfundenen Linien malend, bereit, das Urtheil der Zukunft ruhig abzuwarten." Erregten Sinnes schrieb er an diesem Tage:

O gibt es eine Macht, die fügt und leitet,
Zur Erde schauet von des Himmels Höhen,
Dem Schwachen eine Waff' ist und die Wehen
Der Guten überdenkt und für sie streitet;

Den Engel sendet, wo die Unschuld gleitet,
Den Frevel aufschreibt, hört inbrünstig Flehen,
Ein Korn aufricht'ger That, das Edle säen,
Hülfreich bemerkt und ihm ein Feld bereitet:

Vernimm, o Gott! den Klageruf des Armen,
Erhöhe meine Hoffnung zum Vertrauen,
Und meinen Glauben kröne mit Erbarmen.

Ach Herr! Du schweigst. — Doch dringt der Schrei der Herzen
Zu Dir hinauf, und mit der Kraft, zu tragen,
Belohn'st Du mir das Opfer meiner Schmerzen.

Aus dem Palast aber kam keine Antwort. „Und als ich deßhalb wieder zu dem Kanzler ging, übergab er mir verbindlich — meine Zeichnungen. Ich nahm sie zurück; ich konnte es nicht glauben, daß man eine so schuldlose, bescheidene Bitte jahrelanger Mühsal — so stumm abschlagen konnte. Doch war es so. Auf dich, o Fürst, werf' ich keine Schuld!" —

In seine Niedergeschlagenheit flammte plötzlich ein Aufruf aus der Heimath an alle vaterländischen Architekten, Pläne für ein schweizerisches Nationaldenkmal zu entwerfen. So verließ er denn Florenz, die Stadt seiner schönsten Träume, am 1. August 1844 und kehrte über Bologna, Padua, Venedig und Verona, wo er überall noch reiche Studien machte, in seine Heimath zurück. In schmerzlicher Erinnerung schloß er sein poetisches Tagebuch, zugleich aber in der Hoffnung auf glücklichere Erfolge in der Zukunft.

Aber auch die nächstfolgende Zeit war reich an Schmerzen und Sorgen. Der Contrast zwischen seinen ohnehin hochgehenden, durch die Arbeiten in Italien noch mehr gesteigerten Kunstphantasien und Plänen, und der beengenden, auf prosaische Zwecke verweisenden, nirgend eine Bahn nach den Höhen öffnenden Wirklichkeit, wirkte sehr entmuthigend auf ihn; dazu kam schweres Familienleid, indem zwei Brüder und eine Schwester starben; Georg aber hatte jene fast kindliche Frömmigkeit bewahrt, in der er erzogen war, und so strömte der Schmerz, abgekühlt durch den Glauben, in Poesie aus. So dichtete er am Osterfeste des Jahres 1845:

Ich komme, Herr, dir meiner Seele Sünden
Zerknirschten Sinnes alle zu bekennen.
Wohl kindlich ist's, dir, was du weißt, zu nennen;
Doch grad' der Kindheit willst du dich verkünden.

O komm' herab zu diesen dunkeln Gründen,
Die mich von deinen Lichteshöhen trennen,
In denen trüb der Seele Flammen brennen,
Des ew'gen Lebens Fackel anzuzünden.

Nur du, o Herr, kannst dieses Herz verstehen,
Wie es sich sehnt nach himmlischer Erhebung,
Und schmachtend dürstet, sich erlöst zu sehen.

Ja komm' und gib mir Lieb' und Neubelebung,
Gib mir die Kraft, um wieder aufzustehen,
Und in der Kraft zu stehen — die Vergebung!

Mein Herr und Gott! du aller Welt Befreier,
Weil alle Bürde du auf dich genommen,
Du hohe Ruhe der erlösten Frommen,
Der reu'gen Sünder gnädiger Verzeiher!

Verlor'ner Menschenwürde Neu-Verleiher,
Anfacher du der Funken, die verglommen,
O sei in meinem Herzen mir willkommen
Zur heiligen, zur Auferstehungsfeier!

Es mögen meiner Seele Zweige grünen
Und Früchte tragen voll von deinem Safte,
Und deiner Sonne werth, die sie bescheinen!

Sei ich ein Schoß an jenem starken Schafte,
Deß Wurzel menschlich, dessen Blüthenkrone
Du doch hinanzieh'st bis zu deinem Throne!

Unterdessen hatte der Ausspruch des Schiedsgerichts in Winterthur, wenn auch nicht beglückend, doch höchst ehrenvoll über Müller's unvollendet eingereichten Entwurf gelautet; auch war sein Plan zur Restauration der St. Laurenzenkirche in St. Gallen mit großem Beifall angenommen worden; ihn aber zog es hinaus in größere Kreise eines thätigen Kunstlebens und so trat er im März 1846 unerwartet, aber herzlich willkommen in den Kreis seiner alten Bekannten zu München, wo ihm auch Meister Ziebland, der seine geschickte Hand kannte, vorläufig Beschäftigung gab.

Und wie sah es damals unter den Architekten in Bayerns vielgerühmter Hauptstadt aus? — Ohlmüller, der Vertreter des deutschen Styles, der eine der edelsten Kirchen aufgerichtet hatte, war längst schon zu Grabe gegangen und somit hatte sich die alte Sage bewährt, daß ein Münster nur Bestand hätte, wenn er über den Gebeinen seines Meisters erbaut wäre; Ziebland hatte sich zu keinem Style bekannt und war ein guter Lehrer und braver Bauherr geblieben; Klenze hatte immer nur für die Wiedererneuerung der griechischen Bauart Begeisterung; da war nur Gärtner übrig, der mit der Modernisirung des Rundbogenstyles sich zerarbeitete. Was Wunder, wenn Müller, der mit der ganzen Energie seiner Künstlernatur an eine große Idee sich hingegeben hatte, die ihm einen fast colossalen Maßstab an die Hand gab, — wenn

Müller, der mit scharfprüfendem Auge, unermüdlich thätiger Hand inzwischen Italien durchwandert hatte, — seinen Unmuth über die gänzlich unnationale Kunst der Neubauten nicht verschweigen konnte und die Bitterkeit in glühenden Sonetten als freier Schweizer und biederer Mann offen aussprach. Wer heut zu Tage, so lautet der Gedanke in einem seiner Sonette, in griechischer Sprache die Odyssee unseren Deutschen vorsingen wollte, würde nicht gehört und verstanden, und so ist es auch verlorene Mühe uns durch griechische Propyläen und römische Bogen wandern zu lassen.

Der alten Meister Geist, die groß gedichtet,
Und mit dem Hammer echter Kunst und Regel
Recht auf die Köpfe trafen ihre Nägel,
Ist nicht in Euch. Ihr nehmt was zugerichtet!

Schifft nach Italiens Kunst, die schon gelichtet,
Seeräubert nach Detail mit vollem Segel,
Und drescht zu Hause mit gewohntem Flegel
Bequem das Stroh, deß' Waizen längst gesichtet!

Ist das der deutsche Sinn, der euch durchdrungen?
Die Früchte dieß, die der Germanen Schlachten
Dem faulen Römerthum einst abgerungen?

Scharf wird die Zukunft solches Thun betrachten.
Darin ihr euch von Feinden zeigt bezwungen,
Und wird als unterjocht euch nur verachten!

Schon früher hatte er die „Siegespforte“ also angesungen:

In Deutschland selbst, da aus den Kinderwiegen
Der Nachahmung sich kaum die Kunst erschwungen,
Seid ihr auf's Neu von Constantin bezwungen,
Und galt es doch des eignen Volkes Siegen.

Habt darum ihr die Alpen überstiegen,
Von deutschem Geiste so gar nicht durchdrungen,
Daß an den Domen uns'rer Nibelungen
Die Formen machtlos euch vor Augen liegen?

Ja, wenn die fürstlichen Gelegenheiten
Des Vaterlandes Kunst emporzurichten,
So ungenutzt an euch vorübergleiten:

Kommt Barbarossa lang noch nicht gezogen
Aus des Kyffhäusers düstern Felsenschichten;
Denn solch' ein Mann zieht nicht durch röm'sche Bogen!

Nun wird die Feldherrnhalle mit geharnischten Sonetten belagert:

Auf jenem Platze mit drei großen Bogen
Möcht' ich, wenn sie zu Tausenden spazieren,
Nach italän'scher Art improvisiren,
Was Kunst mit Recht sich nennt, und was erlogen.

Aus Florenz komm' ich (säng' ich), hergezogen,
Und hab' euch, um nicht Worte zu verlieren,
Der Loge Bild gebracht, die zu copiren
Man hier versuchte, doch sich sehr betrogen.

Orcagna*) schickt mich her, um euch zu sagen,
Daß fürder Keiner mehr sich unterstehe,
Mit seiner Loggia den Kampf zu wagen,

Eh' er die heil'gen sechs Quadrate sehe,
So er als Norm auf's Pergament getragen,
Daß Ruh' und Gleichmaß sein Gebild durchwehe.

Durch diesen Bau, der mit zwei weiteren kolossalen Bogen, die aus der alten Stadt zur neuen führen würden, kein Auge kalt gelassen hätte, sei München um sein Herz betrogen worden, und der Baumeister wird angeklagt:

Den schönsten Baum, o König, in den Auen
Der Kunst, den du zu pflanzen anbefohlen,
Hat dir dein Gärtner (frei und unverhohlen
Sprech' ich die Wahrheit!) ungeschickt zerhauen.

Auch die neuen Propyläen wurden angegriffen und der zürnende Dichter schließt:

Euch aber wird die Kunstgeschichte richten
Und mit dem Namen eure Schuld bewahren.

Aber nicht immer tritt er tadelnd auf, wenn auch ein gewürzreicher Nachgeschmack nicht vergessen wird; der Dichter flüchtet, müde des Streites, „der ob gehauenen Steines stets neu entbrennt in verlornen Worten," zu Rottmann's Fresken in den Arkaden des Hofgartens, wo ihm die Strahlen echter Kunst scheinen:

O Heil der Kraft, der wie der ganzen deinen,
Karl Rottmann! jenes schöne Loos geworden,
Den tiefsten Inhalt von so viel Accorden
Zu reicher Harmonie leicht zu vereinen!

---

*) Die Halle zu Florenz, welche den Namen der Loggia dei Lanzi (von den Lanzknechten, welche daneben ihr Wachthaus hatten), wurde 1374 von Andrea Orcagna erbaut.

In deinen Bildern seh' ich dich begeistert
Ein irdisch Land zum himmlischen verklären,
Weil himmlisch wird, was ächte Kunst bemeistert.

Doch Zweie sind, die mich dabei empören:
Der Ornamente Wust, der dich umkleistert;
Rohheit und Zeit, die dich gemach zerstören!

Müller hatte während seines Aufenthaltes in München seine in großen, ausführlichen Zeichnungen niedergelegten Entwürfe zur Vollendung des florentinischen Domes auf dem Kunstverein ausgestellt. Die Aufnahme und Anerkennung, die sie alsbald in öffentlichen Besprechungen fanden, war eine allgemeine und höchst erfreuliche. Indessen erfolgte nichts weiteres und Müller ging im Mai 1846 wieder in seine Heimath zurück, wo er für — die Eisenbahnbauten in den nordöstlichen Cantonen gewonnen wurde und zu Wachthäuschen, Stations-Plätzen und -Häusern, zu den Bahnhöfen zu Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur mit Beobachtung des ächt volksthümlichen Styles seine Entwürfe lieferte und andern architektonischen Arbeiten in Wohn- und Gotteshäusern oblag.

Inzwischen war die Kunde von Müller's Dom-Projecten auch nach Wien gekommen, dazu hatte Müller in der dortigen „Bauzeitung" über seine Pläne und Zeichnungen eine Abhandlung publicirt, welche die Geschichte des Domes und seiner Façade, die Exposition seiner Restauration enthielt u. s. w. Freundliche Briefe kamen und luden den Künstler in die Kaiserstadt. Hier aber, in Wien, trat alsbald der Feind auf, der sich versteckt seit Jahren an die Wurzel des Lebens herangeschlichen hatte, um seiner Beute gewiß zu sein; von da an verließ der Gedanke an den nahen Tod unseren Freund nicht mehr, und selbst die Zuversicht auf ferneres Wirken, die Hoffnung auf Genesung war — wie das demüthige Ergeben in Gottes heiligen Willen — nichts, als der verhüllte Zweifel an der ferneren Lebenskräftigkeit. Zu dem Uebel, das in der Brust seinen Sitz genommen hatte, kam nun noch die Sorge um die gesicherte Stellung, ja selbst um bestimmten Erwerb; gesteigert wurde dieselbe durch das liebevolle Verlangen, den Seinigen daheim thätigen Beistand zu leisten, so daß die Freudigkeit seiner Seele gar sehr getrübt und der sonst so frische Lebensmuth fast ganz gebrochen war. Dennoch aber hielt er mit frommer Begeisterung fest an dem heiligen Berufe der Kunst und was er ersann, was er zeichnete, verrieth in keinem Zuge die geistige und körperliche Anstrengung, mit welcher er es zu Stande brachte. Voran aber stand noch immer das Dom-Project; er hatte die ganze Aufgabe kunstwissenschaftlich und architektonisch neu durchgearbeitet; der Gedanke an die Vollendung des

Domes nach diesem seinem Plane hatte sich so sehr seiner Seele bemeistert, daß jeder aufsteigende Zweifel wirklich an seinem Leben fraß; er beschloß, seine Abhandlung dem Großherzog von Toskana zu übersenden, und der Dichter in ihm ergriff für den Künstler das Wort und so gestaltete sich der Brief zu einer Ode (geschrieben zu Neujahr 1848); aber die Stürme in Italien und die eigenen Erlebnisse Müller's verhinderten die Absendung.

In Wien sollte die Kirche der Vorstadt Altlerchenfeld neu gebaut werden, und zwar wieder im lieblichen Renaissance- oder Zopf-Styl des vorigen Säculums. Dieser Umstand brachte den für deutsche Kunst glühenden Müller zur offenen Rede. Mit gewaltigen Worten und klaren, schlagenden Sätzen hielt er im Architekten-Verein einen Vortrag, machte die Hauptstadt für diese artistische Sünde verantwortlich und schlug, indem er das Unchristliche und Unzeitige des Renaissance-Styles nachwies, die Perücken siegreich, so daß der Verein einstimmig beschloß, die Rede drucken zu lassen und als eines der wirksamsten Mittel zu der so nothwendigen Reform der Kunst in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Die Arbeit wurde dem k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten überreicht. Ein anderer Vorschlag, „welches Verfahren einzuschlagen sei, um fortan nur solche Entwürfe bei öffentlichen Bauten zur Ausführung kommen zu lassen, welche die Würde des Staates und der Kunst vertreten," folgte bald nach. Während sich Müller auf einige Wochen in das niederösterreichische Gebirge zur Stärkung seiner Gesundheit begab, entschied unterdessen das Ministerium rasch: der bereits begonnene Bau wurde eingestellt und eine Concurrenz zur Einreichung neuer Pläne (bei denen jedoch die bereits gelegten Grundmauern beizubehalten waren), ausgeschrieben. Der größte Theil des dazu bestimmten Termins war abgelaufen, nur noch eine Woche bis zum Tage der Ablieferung. Acht Tage zu einen Plan für einen neuen Kirchenbau, von solchem Umfang und bei so geschwächter Gesundheit! Aber Muth und Begeisterung wogen schwerer als Zeit und Kraft; Müller eilte zurück, unternahm unverweilt die Arbeit und war nach acht Tagen mit Grundriß, Aufrissen und Durchschnitten nebst der Kostenberechnung fertig! Im Allgemeinen hatte ihn das Studium der italienischen Kirchen des XIV. und XV. Jahrhunderts geleitet, wenn auch überall und namentlich im Gesammteindruck der ganz neue Impuls und die frische Schöpferkraft durchzufühlen war.

Und diesesmal bekam das Verdienst die Krone. Das Schiedsgericht sprach zu Müller's Gunsten und das Ministerium bestättigte die Entscheidung. Müller war nun mit einem Male, fast unverhofft, an dem Ziele seiner Bestrebungen, an der Spitze eines großen monumentalen Baues. Gleich bei seinem ersten Auftreten in Wien

hatte Müller durch sein glänzendes Talent die Augen seiner Berufsgenossen auf sich gezogen, seine reichen Kenntnisse, sein klarer, praktischer Verstand hatten die allgemeine Achtung nur vermehrt und sein anspruchloses, aber in allen Kunstangelegenheiten entschiedenes Wesen, sein freundliches Benehmen gegen Jedermann, der tiefe religiöse Ernst (der Hauptgrundzug seines Lebens), der in Verbindung mit reiner glühender Freiheitsliebe und einem dichterischen Schwung der Gedanken und der Rede seiner Seele das Gepräge gab, gewannen und sicherten ihm die allgemeine Liebe. Und so war auch die Freude jetzt allgemein und von allen Seiten empfing er Glückwünsche und Zeichen herzlicher Theilnahme. Die kaiserliche Akademie nahm ihn mit Ausdrücken der wärmsten Hochachtung in die Zahl ihrer Mitglieder auf und erbat sich seine thätige Betheiligung an ihren Bemühungen.

Inzwischen war Müller noch mit der Ausarbeitung von Plänen für die Stadt Brüssel beschäftigt, wozu von derselben eine allgemeine Preisbewerbung ausgeschrieben worden war. Ein trauriges Verhängniß aber waltete über diesen seinen geistvollen Plänen, der Stadtrath blamirte sich dabei auf so unbegreifliche Weise, daß das Ganze ein Märchen scheinen müßte, lägen uns nicht alle Documente darüber vor. Der verdrießliche Handel wurde erst lange nach Müller's Tod ausgeglichen.

Unterdessen erkrankte Müller immer mehr; der Muth des Lebens, der Trost der Poesie, die Lust der Kunst sanken plötzlich zusammen. Zwar schien das Glück ihm noch zeigen zu wollen, was es Alles für ihn in Bereitschaft habe, denn es kam die Nachricht von der Annahme seiner Vorschläge für die St. Laurenzenkirche in St. Gallen, die Wiener Künstler schlossen sich ihm näher an, ja es wurde ihm sogar die im Januar 1849 neu errichtete Professur der Baukunst an der kaiserlichen Ingenieur-Akademie in Wien übertragen und er lehrte und baute noch, trotz seiner sinkenden Kräfte, bis gegen Ende des Monat März. Da schied ihn das Gebot des Arztes von der Arbeit; es war rührend zu sehen, wie er nach einem bestimmten Abschluß des Begonnenen strebte und es ihm eigennützig schien, seine Kräfte zu schonen, wo es einen edlen und gemeinnützigen Zweck zu erreichen galt. Neben dieser fast schwärmerischen, nach außen gekehrten Pflichttreue, erfüllte doch die ruhigste Ergebung seine Seele. Die letzte Hoffnung auf Stärkung des Körpers war aufgegeben, da stärkten seine Seele die geheimnißvollen Sacramente, die er in Gegenwart seiner herbeigeeilten Geschwister empfing.

Am 23. April war sein Namenstag; tief rührten die Liebesgaben der Geschwister den armen Kranken, aber sie lenkten auch

seine Blicke auf sein Leben zurück und er fing an zu zählen, wie oft ihm der festliche Tag wiedergekehrt sei. Das Auge gegen Himmel, mit gefalteten Händen, sagte er: „Sechs und zwanzig Mal! Ja, ich habe viel, zu viel gearbeitet! Und nun bin ich todtmüde!" Aber dieser Schmerzenslaut seiner Seele hatte den bereits entschlummerten Künstlergeist wach gerufen, die Sorge, daß seine Pläne unverkürzt und unverstümmelt ausgeführt werden möchten. Zwar erlebte er die Entscheidung nicht mehr, aber die Kirchen zu Altlerchenfeld und St. Gallen wurden genau nach den Zeichnungen Müller's ausgeführt; zwei Wünsche sind in Erfüllung gegangen, vielleicht zu glücklicher Vorbedeutung für den dritten, höchsten!

Noch ehe die Sonne des 2. Mai aufgegangen, war er für immer verstummt. Alle Künstler Wiens standen um seinen Sarg, auf dem zwei Lorbeerkränze lagen, einer dem Künstler, der andere dem Dichter. Sebastian Brunner aber, selbst ein Poet und vielseitiger Schriftsteller, sprach an seinem Grabe, wohl die wärmste Rede, die einem Meister auf dem Schmelzer Kirchhof gehalten wurde.

Wir haben Müller größtentheils von seinen künstlerischen Leistungen ins Auge gefaßt. Nun mag er nochmals als Dichter vor uns treten. Hier steht das Vaterländische voraus. Da bricht sich das wallende Ungestüm der Jugend mit dem Bruchstück eines beabsichtigten größeren Gedichtes „Tell" die Bahn; dann wird die ewige Burg besungen, über die Gott selbst den „Bauvers" aussprach; Bergeskämme sind ihre Zinnen, Engpässe die Thore,

Und Männer sind die Hüter,
Ihr Zeichen ist das Kreuz,
Freiheit ihr Gut der Güter,
Ihr Name heißt: die Schweiz.

So klingt es in feurigem Patriotismus und festem Gottvertrauen weiter in sangbaren Melodien, die hier und da schon mundgerecht befunden worden. Darauf folgen Romanzen und Balladen, z. B. „Zu St. Jakob an der Birs" in Rückert's Manier, dann die ganz vortreffliche Dichtung „Mariä Weh", an Chamisso mahnend, und viele andere. Schöne heitere Variationen über alle Volkslieder folgen nach, luftige, duftige Naturbilder, Frühling, Lerchenjubel und Morgengrüße in sanfter Schöne, z. B. das Abendlied:

O wie duften nun die Blumen
Da des Abends Majestät
Aus des Himmels Heiligthumen
Ueber sie hernieder weht.

Wenn die Blum' im Thau der Nächte
Ihren reinsten Duft verweht,
Ist es, eh' sie schlummern möchte,
Ein verschwieg'nes Nachtgebet.

Lockst mir aus des Herzens Tiefen,
Ruherfüllte Frühlingsluft,
Wo sie fest verschlossen schliefen,
Thränen, uns're Seele Duft.

Und wie Abendglocken=Mahnung
Schallt's von oben durch den Sinn:
Eine stille Gottes=Ahnung
Zieht durch alle Wesen hin!

Die Amsel singt waldeskühlen Zauberschlag, schweigsam legt sich die Nacht auf Capri, nächtlicher Weile fährt der Sänger auf dem Meere. — Leichte schwebende Versmaße, klingende Reime stehen ihm mit Sicherheit in der Form zu Diensten. Den Schluß in seiner Sammlung macht die Kunst und das Leben. Die Lehre der Demuth führt den Reigen, ernste Wahlsprüche folgen nach, ächte, praktische Philosophie:

Gestern bin ich nicht gestorben,
Und das Nöthige für morgen
Hab' ich heute mir erworben: —
Nun wozu die eiteln Sorgen?

Willst du wahres Glück erwerben,
Schaff', als solltest du ewig leben!
Leb', als müßtest du morgen sterben!
Alles And're wird sich geben. —

E. Förster hat Müller's Leben geschrieben, wozu ihm die Eltern des Verstorbenen die nöthigen Briefe und Tagebücher und anderen Bedarf ausmittelten. Das schöne lesenswerthe Buch trägt den Titel: „J. G. Müller, ein Dichter= und Künstlerleben von E. Förster. St. Gallen. 1851." und enthält Müller's Porträt, verschiedene Ansichten seiner Werke in Stahlstich und die berührten Aufsätze desselben.

Ein

Goldmacher und Wunderdoctor

im siebzehnten Jahrhundert.

Eine im Leben großer Entdecker oder Erfinder oft bemerkte Thatsache ist es, daß der Genius schon in der frühesten Jugend mit den höchsten Problemen ein ahnungsvolles Spiel treibe. Newton und Stephenson sind dafür Belege, die in ihrem Kinderspiel unbewußt zu ihren nachmaligen glorreichen Errungenschaften die erste Hand anlegten.

Ebenso übt jede kommende Wissenschaft ihre Kräfte in anscheinend kindischem Tand. Jede einzelne Wissenschaft macht, eben wie jeder einzelne Mensch, wie jedes Land und jedes Volk, seinen Entwicklungsgang. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch die Geschichte der Alchymie ihre Berechtigung und Würdigung erhalten. Ueber dem Suchen nach dem Steine der Weisen und dem Lebenselixir ward unsere neuere Chemie entdeckt, die heutzutage wirklich mehr vermag, als die Metalle zu verwandeln; die mehr zu leisten vermag, als unsere Vorfahren als ihr höchstes Problem betrachteten.

Mittelmäßige Geister bleiben immer an der Materie kleben; so kam's, daß die chemischen Bestrebungen des vorigen und vorhergehenden Säculums auf den Sand geriethen; sie wurden Mode und mit der Mode ging zur gerechten Strafe Charlatanerie und Betrug Hand in Hand. An den verschwenderischen kleinen Höfen, wo das Plus der Ausgabe von dem Minus der Einnahme weit überstiegen wurde, wo die tollste Wirthschaft auf dem Ruin des Landes florirte, fanden die Adepten offene Arme; es wäre ja gar so bequem gewesen, mit leichter Mühe die leeren Staatskassen beständig gefüllt zu sehen und dabei das alte schöne Leben im rauschenden Brause fortführen zu können. Daß diese Schwindler bei so reicher Kunst doch selbst immer bettelarm blieben und nie im Stande waren, sich vorher selbst in blühenden Wohlstand zu versetzen, daran dachte man unbegreiflicher Weise freilich erst immer — wenn es zu spät war.

Einer der verwegensten Künstler dieser Art war der Baron von Krohnemann, oder wie er sich kurzweg mit allen seinen Titeln schrieb, der Herr Christian Wilhelm von Krohnemann, Herr zu Rothenstein und Fichtenburg, Erbherr zu Kranichenfeld und Großenhahn, Ritter vom Orden des güldenen Kleeblatts und Oberster Hochfürstlich-Brandenburg-Culmbachischer Oberpräsident, Geheimer Rath, General-Commandant, Kammerherr, auch Münz- und Bergwerk-Direktor! Daß ein Mann von so volltönenden Würden

und Titulaturen auch von ansehnlicher Abstammung sein mußte, versteht sich von selbst. Demgemäß gab er für seinen Vater Johann Christoph von Krohnemann aus, welcher in Diensten des Schwedenkönigs als Generalmajor und Landdrost zu Königsburg gelebt, nicht weit von diesem Orte seine Güter Rothenstein, Fichtenburg und Großen-Hahn besessen haben und 1635 von der Königin Christina in Schweden baronisirt worden, aber 1658 bereits gestorben sein soll. Von seiner Mutter, Magdalena Krohnemann, hingegen behauptete er, daß sie eine Schwester des Admirals von Schweden, Baron von Flemming (der mit dem Könige von Dänemark, Christian IV., sich als einen tapferen Krieger bewiesen hat) gewesen sei und 1664 ihr Leben beendet hätte. Er selbst aber, der Held unserer Geschichte, wollte zu Königsburg, vier Meilen vor Dörpt in Liefland, im Mai des Jahres 1639 geboren worden sein.

Die Jugendeindrücke und weitere Bildung, welche Krohnemann zuerst im elterlichen Hause und dann in der Fremde erhielt, waren ganz geeignet, sein weiteres Leben würdig vorzubereiten. Sein Vater behauptete, eine Universal-Goldtinctur zu besitzen, welche das Leben verlängere und selbst vom Tode rette; mittelst derselben glaubte er, auch geringe Metalle in edlere verwandeln zu können. Dieses Kleinod wollte er, wenn übrigens den Aussagen seines Sohnes hierin überhaupt zu trauen ist, von einem berühmten Adepten des XVII. Jahrhunderts, dem Herrn von Sendivous, den er im polnischen Kriege zu Marienburg 1652 gefangen hatte, erhalten haben. Sie scheint dem Besitzer wenig genützt zu haben, da er trotz derselben alsbald starb! —

Der junge Krohnemann wurde, mit solchen chimärischen Gewißheiten ausgestattet, kaum dreizehnjährig auf die hohe Schule geschickt; er studirte zu Dörpt, Abo, Upsala, Sohr und Kopenhagen abwechselnd Theologie, Juristerei und Medizin. Von Kopenhagen versicherte er mit einem Grafen von Königsmark nach Deutschland und zwar nach Jena gegangen zu sein, hierauf aber, weil sein ältester Bruder, der Landessitte gemäß, die väterlichen Güter erhalten hätte, sich in der Fremde herumgetrieben zu haben, um sein Glück zu suchen. Und dieses, behauptete er, habe sich ihm zuerst unter den Venetianern gezeigt, denen er vier Jahre als Schiffs-Fähndrich und Schiffs-Lieutenant zu Candia gedient hätte. Auch bestand er darauf, mit vor den Dardanellen gelegen zu sein und den Orient durchreist zu haben, so wie er überhaupt von dieser Zeit an beständig im Kriege gewesen sein und z. B. dem Bischof von Münster und den Holländern gedient haben wollte, bei denen er unter dem General der fliegenden Armee, Namens Weller, mit dem er in Nimwegen gelegen, Obrister gewesen, vor Nimwegen verwundet und auch von den Franzosen gefangen worden sei.

Was daran Wahres oder Falsches sein mag, bleibt wohl ziemlich unentschieden, ist auch im Ganzen gleichgültig. Nur der Umstand scheint sich bewahrheitet zu haben, daß Krohnemann in Holland zur katholischen Kirche übertrat und sich, so lange es ihm bequem schien, dazu bekannte und zwar überall, wo er sich nach seiner Gefangenschaft hinwendete oder richtiger gesagt, weil er nirgends eine bleibende Stätte fand, wo er durchreiste und das Schicksal ihn hinwarf. Wie er aus der französischen Gefangenschaft loskam, ist unbekannt. Wir finden ihn darauf plötzlich in Mähren wieder und dann in Wien. Hier verheirathete er sich mit Margaretha Elisabetha, einer gebornen Rolendin, der Stieftochter des General-Auditors und geheimen Kriegsrathes von Wiederhold von Wiedenhofen, welche ihm auf ihrem Gute zu Freuenhofen (eine halbe Stunde von Tulln) angetraut wurde. Von da an metamorphosirte er sich vollends, das heißt, er ward aus einem tapfern Krieger ein gewaltiger Arzt, der durch seine Universal-Medizin, die in einem rothen Goldpulver, ditto Säftlein und zweierlei Pillen bestand, selbst dem Tode gebieten wollte; dazu kam sein eigenstes Genie zum Vorschein und er wurde „ein guter Chemiker und wahrhafter Adept."

Der Mann erlangte wirklich in kürzester Zeit eine große Berühmtheit, dafür bürgen eine Anzahl hoher Namen, von denen nur einige beispielsweise angeführt werden. Da war der Fürst Carl Eusebius von Lichtenstein, der ihm aus übergroßer Freude, den Stein der Weisen zu erhalten, zweitausend rheinische Gulden und ein paar Pferde im Werthe von tausend Thalern verehrte, ferner der geheime Hofcanzellist Christian Göriz, der unserem Helden aus Dankbarkeit für die ihm mitgetheilte Tinktur dreihundert Gulden schenkte, ferner die Gräfin von Königseck, die ihm eine kostbare Perlenschnur zum Verkünsteln gegeben hatte und viele Andere desgleichen. Der Zulauf und das Vertrauen wuchs von Tag zu Tag, je heimlicher er mit seinen Universaltinkturen that, unter denen sich ein besonderer Goldsaft zur Verlängerung des Lebens befand. Und wodurch könnte er sich besonders nach der damaligen Lage der Dinge an Höfen mehr empfehlen, als durch die Befriedigung dieser großen Wünsche. Sogar der großmächtige Kaiser Leopold I. würdigte den Wundermann seines vollen Vertrauens und die zufälliger Weise noch erhaltene, und angeblich authentisch aufgeschriebene Conversation der beiden Zeitgenossen, gewährt tiefe Einblicke in die unbegreifliche Hohlköpfigkeit und die bodenlose Bombastik, welche sich hier gegenüber stand. Es ist, wenn überhaupt dieses Produkt ein Recht auf Glaubwürdigkeit hat, völlig unfaßbar, wie Krohnemann mit der höchsten nichtssagenden Phraseologie Viertel-

stundenlang redet, und der kaiserliche Zuhörer in eben denselben Ton eingehend, antwortet, und mit einem Strome von hinreißenden Nichts das unsinnigste Nichts verhandelt, defentirt, beglaubigt und versteht! Der Kaiser soll Stand gehalten haben; er bot dem Wundermanne erst ein Reichsbaronat, dann ein „gutes Gnadengeschenk“ von zwölftausend Reichsthalern, er versprach, ihn noch dazu zum Burggrafen zu machen in Ungarn, über Schemitz, Neusol, Eperier, Klobuc und Tokay, er gelobte, ihn stetig allhier an seine Person zu fesseln, und überdieß noch zum Kammerherrn zu machen, wenn er ihm das Geheimniß mittheile -- aber Krohnemann blieb unbeweglich wie ein großer See, seine Arcana vor keinem menschlichen Auge zu entschleiern.

Indessen dauerte die Glorie nicht zu lange. Eine anständige Summe Schulden, dazu ein Duell, noch mehr aber der Umstand, daß man hier und dort doch seiner fadenscheinigen Kunst auf den Grund sehen mochte, bewogen ihn, heimlich aus Wien sich fortzubegeben, indeß er seine Flucht mit einer höchst dringenden Berufung zur Gräfin von Khevenhuber nach Kirchberg in Böhmen zu bemänteln suchte. Er kam aber nicht nach Böhmen, noch weniger, wie er Anderen glauben machen wollte, nach Holland, sondern blieb unterwegs sitzen zu Forchheim, wo er gute Fährte ausgewittert haben mußte; denn von hier aus schrieb er am 3. Juli 1677 an den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Culmbach und pries ihm in langer Reihenfolge seine Künste und Dienste an. Während der Markgraf wenig darauf zu geben schien, wußte Krohnemann unterdessen die Freundschaft des geheimen Rathes, Consistorialpräsidenten und General-Superintendenten Dr. Caspar von Lilien auf Waizendorf zu gewinnen, welcher den Markgrafen auf Reisen geführt hatte und über das Herz desselben noch Alles vermochte. Dieser Dr. von Lilien war ein sonst ganz trefflicher Herr, ein für seine Zeit auch gelehrter Theologe, aber ein in der Chemie gänzlich unerfahrener Mann; ein vier Dukaten schweres Goldklümpchen, welches Krohnemann zuvor bei dem Silberarbeiter Weber in Bayreuth hatte zusammenschmelzen lassen und welches der irrende Ritter als ein in seinem Ofen verfertigtes Gold „zum Andenken“ gebracht hatte, noch mehr aber der als heimliches Anliegen ausgesprochene Wunsch, wie sehr es den Herrn Baron von Krohnemann dränge, zur protestantischen Religion überzutreten, und das fromme Bemühen anderseits, einen so hochgestellten, kenntnißreichen und welterfahrenen Herrn für den Hof des Markgrafen und die reine Lehre des Glaubens zu gewinnen: das Alles half redlich zusammen, diesen unschätzbaren Fund zu Bayreuth festzuhalten, obwohl der Silberarbeiter Weber von Stund' an beständig behauptete und seinen Kopf zum Pfande setzte, daß hinter Krohnemann's Vor-

geben der offenbarste Betrug stecke. Da der Markgraf nicht schnell genug zum Entschlusse kam, die Fäden aber wohl gezogen waren und Herr von Lilien Himmel und Erde für seinen Proselyten in Bewegung setzte, beschloß Krohnemann, die Sache schnell zum Entscheid zu treiben. Ungehalten über die verdrießliche Zögerung brach er plötzlich auf, um seiner ehrenvollen Berufung nach Holland nachzukommen. Ein zugvoller Schauspielercoup, der seine gute Wirkung that, indem ihm unverzüglich der fürstlich Brandenburgische Hof- und Reiseprediger Hr. Arnold Stockfleth nachgesendet wurde, mit der bestimmten Weisung, den übelgelaunten Herrn zu versöhnen und um jeden Preis nach Bayreuth zurückzubringen. Krohnemann schien unaufhaltsam und ungeberdig, und entschloß sich nur ungern zur Rückkehr, die damit belohnt wurde, daß Herr Baron von Krohnemann vorläufig als Minister (oder wie er sich ausdrücklich bestätigen ließ) als „Primo-Minister ohne sein einziges Anhalten und Begehren“ in die Dienste des Markgrafen trat und am 7. September desselben Jahres in Gegenwart der Prinzen, der Cavaliers, des Stallmeisters Florati und des Rittmeisters von Brandenstein in Pflicht genommen ward: „Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht getreu zu sein, Deroselben Ehre, Nutzen und Frommen zu fördern, den Schaden zu warnen, auch nach seinem besten Vermögen und Verstand das Beste zu betrachten und vorzunehmen, absonderlich dessen Wissenschaft in Geheim zu halten, auch was Seiner hochfürstlichen Durchlaucht davon zu wissen vonnöthen, Dero allein in Ihrem Hause zu eröffnen.“ Wohl! Die Mahlzeit ist zugerichtet — wer wird sie bezahlen? Krohnemann begann alsbald seine Rüstungen. Zu Frauenaurach (bei Erlangen) erhub sich ein Zimmern, Mauern und Klopfen, ein gutes Laboratorium aufzubauen und mit allem Zugehör einzurichten: da gab es Glaskolben und Phiolen, Instrumente und Tiegel aller Art, Tinkturen, Scheid- und Gradirwasser und philosophische Oefen! Krohnemann selbst aber war unterdessen immer auf Reisen in der Nachbarschaft, um das nothwendige Material in reinster und gehöriger Weise einzukaufen — was Alles schweres Geld kostete; aber der Markgraf gab es gerne, wie er denn zum Beginne des Vorhabens gleich unterschiedliche Goldstangen und Scheiben, im Gewicht von 589 Dukaten an Krohnemann sandte, eine Dosis, die der kluge Adept alsbald noch um die Hälfte zu steigern wußte. Was sollte man denn im Voraus knausern und sparen, da ja hundert- und tausendfacher Ersatz sicher war und das kleinste Häuflein Goldes zu einem wahren Berge von Gold anwachsen mußte.

Krohnemann, oder vielmehr der Herr Minister Baron von Krohnemann richtete sich auf großem Fuße ein und legte einen seiner „Dignität“ entsprechenden kleinen Hofstaat an, lebte gern vollauf und

ließ auch Andere leben, traktirte fleißig, hielt einen hübschen Stall von 12 Pferden und machte einen Aufwand, der z. B. in seiner Küche täglich eine Consumtion von 30 Pfund Fleisch verlangte.

Betrachtet man nun die Sicherheit, mit der Krohnemann zu Werke ging, wie er sein eigenes Leben etablirte, die übergebenen Summen verlaborirte, und nicht zufrieden damit, in völlig unbesorgter Weise obendrein eine anständige Anzahl von Schulden contrahirte — so bleibt wohl keine andere Annahme übrig, als daß unser Held von dem glücklichen Erfolge seiner „philosophischen Oefen" und seiner Tinkturen und Salze völlig überzeugt sein mußte, denn sonst hätte er wohl diese Summen nicht verjubelt, sondern stille bei Seite geschafft, um im Falle des Mißlingens sich zu salviren und sein Schäflein im Trocknen zu haben. Natürlich fehlte es ihm nicht an unbedingten Gläubigen, Verehrern, Freunden und Vertheidigern, denn es gab bereits mehrere offene Augen, die das ganze Treiben zum Mindesten argwöhnisch beobachteten, wenn nicht gar durchschauten. Der Silberarbeiter Weber wußte sein richtig Theil und der Stallmeister Florati gehörte auch zu den Aufgeklärten, welche an die mögliche Existenz eines Steines der Weisen nicht glauben mochten, deßhalb kam von dieser Seite nach wenigen Wochen eine unmaßgebliche Einflüsterung, welche sich bald darauf zu dem bestimmten guten Rath verstärkte, den Goldvogel ja nicht aus dem Garne zu lassen, sondern den derzeitigen Commandanten von der Plassenburg in gnädigen Ruhestand und den Herrn Baron von Krohnemann in dieser Eigenschaft dahin zu versetzen. Krohnemann war über dieses Mißtrauen so empört und gekränkt, er war so tief in seinem innersten Bewußtsein verletzt, daß er, völlig unfähig seiner selbst und außer sich vor Zorn, am 3. Nov. 1677 in Gegenwart seines Freundes und Beschützers, des Herrn von Lilien, seine Phiolen zerschlug, seine philosophischen Oefen einbrach und sein philosophisches Salz ins Wasser und sodann mit den Worten zum Fenster hinaus schüttete: „Nun hab' ich nichts, noch meine Kinder, noch Seine Hochfürstliche Durchlaucht!" worauf er sich den bloßen Degen durch den Leib rennen wollte, woran ihn jedoch Herr von Lilien glücklicher Weise noch rechtzeitig verhinderte.

Nun hatte er das Spiel gewonnen und der Hof wagte lange Zeit, einer solchen Energie gegenüber, nicht den geringsten Zweifel mehr verlauten zu lassen. Man hatte einmal zu spielen angefangen, und wenn gleich noch nichts gewonnen, doch auch nur erst wenig verloren und wollte daher, wie es bei Spielenden immer der Fall ist, mehr daran setzen, um alles Verlorene wieder zu gewinnen und außerdem großen Vortheil zu ziehen. Also wurden neue Gläser und Phiolen angeschafft, die eingerissenen Oefen wieder aufgebaut,

neue philosophische Salze angesetzt. Tag und Nacht brodelten und sotten die Tinkturen, und Tag und Nacht harrte man dem glücklichen Loose, dem großen Goldklumpen entgegen. Als aber immer noch nichts erscheinen wollte, so riß gegen Ende des Jahres dem Markgrafen, der die Natur großer Herren hatte, welche gemeinlich keine Freunde vom Warten sind, doch endlich der ohne dieß dünn gesponnene Faden der Geduld. Krohnemann aber, der dieses längst voraussah, hatte bereits Vorsorge getroffen und ein hübsches Mittel zur Hand, um denselben augenblicklich und wenigstens vorläufig dauerhaft wieder anzuknüpfen.

Offenbar zu Nutz und Frommen der Nachwelt und „zur Belustigung" der kommenden Münzsammler und Raritätenkrämer hatte Krohnemann eine artistische Falschmünzerei getrieben und eine Medaille in honorem et gloriam sempiternam des Markgrafen prägen lassen; als derselbe am 6. November 1677 das schmeichelhafte Kunststück erblickte, welches sich bald darauf, am 8. Januar 1678 in zweiter, verbesserter Auflage wiederholte, war der hohe Herr sehr gerührt, noch mehr aber, als Krohnemann in einem Schreiben inzwischen das erfreuliche Versprechen gegeben hatte: er werde bis zu Michaelis dieses Jahres so viel reines Gold verfertigt haben, daß davon die bereits erhaltene Summe von 10,000 Thlrn. nicht nur völlig ersetzt, sondern auch das Schloß zu Bayerdorf wieder erbaut werden könnte, so wahr ihm Gott helfe und sein heiliges Evangelium!

Indessen verging unter gespannten Erwartungen die Zeit. Der Name des Wundermannes aber wuchs und die Rede davon ging weit und breit und der Glaube an ihn war groß, sehr groß, so daß Keiner wagte, gegentheilige Meinung verlauten zu lassen; ein Engländer, der wackere Mr. Stapelton, der von Sulzbach kam und den Alchymisten zu Bayreuth für einen Betrüger erklärte, wurde ausgeprügelt. Denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, oder besser gesagt, in ihrer Verkehrtheit, das Wunderliche und Unmögliche leichter zu glauben, und an die positivesten Dinge dagegen den schärfsten Maßstab der Kritik anzulegen. Daß Krohnemann in seiner Weise Alles aufbot, sich mit einem untrüglichen Nimbus zu umgeben, ist selbstbegreiflich.

Zu Michaelis dieses Jahres sollte also der erste Schatz dem philosophischen Bade entsteigen. Alles harrte der Dinge, und der Adept trug geflissentlich dazu bei, die Erwartung gehörig zu steigern. Bereits im Juli ließ er dem Markgrafen wissen, daß binnen sechs Wochen nicht nur alle Auslagen doppelt herein gebracht, sondern überdieß eine solche Quantität Goldes geliefert werden könne, daß man darüber erstaunen würde. Der Zeitpunkt erschien — aber da hatte „der Teufel wieder einen Lärm darein gemacht," so daß

Krohnemann „die perfecte Tinktur und das Sal philosophicum" in eine Kloacke warf und also zum andern Male darum gekommen war! — Dagegen sollte der Markgraf zum Ersatz einer richtigen Probe beiwohnen! Der Meister lud den Fürsten, dessen Gemahlin Sophie Louise und den ganzen Hof in das kleine Gewölbe des herrschaftlichen Schlosses ein, wohin das Laboratorium von Frauenaurach verlegt worden war. In Gegenwart dieser Personen machte er dann, nachdem er zuvor in eben derselben Anwesenheit sein sogenanntes philosophisches, Metalle tingirendes Salz angesetzt hatte, welches der Münzmeister Johann Jung, im hochfürstlichen Audienzgemach, bei drei Wochen Tag und Nacht mit langer Branntweinhitze „abwarten" müssen, in zwei eisernen Pfannen eine Vermischung aus Quecksilber, Grünspan und Salz, die er Amalgama nannte, nahm aus einer kleinen Schachtel ein weißes Pülverchen, streute solches darüber und brachte alsbald das schönste Gold und Silber hervor — freilich nicht in der gewünschten und erwarteten Menge. Die hohen Anwesenden überzeugten sich der Reihe nach von der Aechtheit und Güte des Goldes; sie hatten den Beweis in den Händen, daß der Adept wenigstens mit seiner Probe bestanden sei und überhäuften ihn nun mit allen möglichen Gnaden und Gunstbezeugungen. Ja der Markgraf gewann ein so hochfürstliches Vertrauen zu ihm, daß er dem theuern Baron von Krohnemann die Würde eines Oberpräsidenten, geheimen Rathes, General-Commandanten, Kammerherrn, auch Münz- und Bergwerk-Direktor zu übertragen keinen Anstand nahm und am 21. November 1678 vom ihm sogar seinen Erbprinzen Georg Wilhelm aus der Taufe heben ließ, unstreitig der höchste Beweis fürstlicher Zuneigung, welchen ein Unterthan nach damaligen Begriffen erhalten konnte.

Von nun an war es wieder leicht, den Markgrafen von einer Frist auf die andere zu vertröſten; der hohe Herr hatte ja selbst die Probe gesehen und für ächt und untrüglich befunden, desto sicherer rechnete er jetzt auf eine unerschwingliche Menge Goldes und auf die untrügliche Erfüllung jener ersten Verheißung, man könne „vermittelst des Universal-Menstrui und ohne sonderbare Kosten und Mühe, beneficio des allerbesten Goldes — alle Wochen 400 Dukaten Nutzen in der Münze haben, und daß solches Alles nicht falsche Condimenta, sondern wahrhafte Cordimenta wären, damit fürstliche Gemüther sich recreiren könnten."

Krohnemann kannte jetzt seinen Herrn und wußte ihn hinreichend zu behandeln; um denselben in gutem Humor zu erhalten, ließ er in der Folge noch vier verschiedene Thaler, welche er von dem Gold und Silber, das er aus seinen hermetischen Prozessen gewonnen zu haben versicherte, auf die Geburtstagsfeste des Fürsten,

dessen Gemahlin und des Erbprinzen prägen. Sie sind seitdem zu großen numismatischen Seltenheiten geworden. Gleichzeitig mit einem derselben überreichte er im Jahre 1679 eine gedruckte „unterthänigste Ehr-, Pflicht- u. Wunsch-Abstattung", wobei er seinen Namen mit voller Titulatur unter die Dedikation setzte. Die Münzen tragen, ebenso wie diese Schrift, ganz die phantastische und überladene Allegorie, welche in jener Zeit zur Blüthe des Unsinns sich gipfelte.

So ging es unbeanstandet und ganz glücklich weiter, denn von Zeit zu Zeit versprach Krohnemann einen großen Zug zu thun — kam aber nichts zu Stande, so war es seine Schuld nicht, denn der Fang war immer zu groß oder zu schwer, als daß er allein es zu vollbringen im Stande gewesen wäre, und dann traten ja auch unvorhergesehene Hindernisse entgegen, deren Beseitigung nicht in seiner Macht lag, natürlich! denn wo nichts ist, kann auch nichts werden und hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Endlich am 11. Januar 1680 glückte es und er übersandte — drei Mark Pistolen in Gold mit dem reizenden Versprechen, daß in kurzer Zeit bald mehr und dann also successive per gradus, das ganze corpus nachfolgen solle. Auch könne man sich ganz sicher darauf verlassen, daß er Alles mit großem Delectamento in wenig Tagen, vermöge eines künstlich goldenen Antimonial- und Merkurial-Oeles in das allerbeste und superfeineste Gold gradiren und melioriren wolle."

Wenn nun auch dieses sogenannte „Gold" das — unbrauchbarste Metall war, so hatte doch Krohnemann mit seiner Lieferung Wort gehalten; daß es nicht besser war, kam lediglich davon her, daß er dasselbe in der Freude seines Herzens und nur als vorläufige Probe zu frühe aus dem Bade gehoben hatte, denn jetzt war er, seiner Aussage nach und vielleicht auch wie er selbst glaubte, wirklich so weit, daß man „alle Monate ein Ehrliches aus dem Kolben nehmen und solches in infinitum thun könnte." Jedem, der zu ihm kam, zeigte er seine Kolben und goß sein Gradirwasser hinein, wobei dann alsbald deutlich zu sehen war, wie das Gold zu Boden fiel, wobei er sich rühmte, nun im Stande zu sein, innerhalb einundzwanzig Tagen die erforderlichen Tinkturen machen zu können. Der Hofrath Herrmann Lüdke, Herr von Lilien und andere Cavaliere waren Zeugen, wie Krohnemann mittelst seines philosophischen Salzes, welches er zu Hause präparirte und lange in balneo Mariae gehalten hatte, Blei, sage Blei in Gold tingirte, ein Experiment, welches auch Anderen gelang, denn Lilien machte in seinem eigenen Hause selbst, mit etwas von diesem Salze, ebendenselben glücklichen Versuch. Krohnemann gewann dadurch das unbedingte Zutrauen dieser Männer in vollem Grade; sie hielten und vertheidigten ihren Freund gegen den Markgrafen, welcher durch verschiedene Vorgänge, namentlich

4*

aber durch Krohnemanns ganz außerordentliche Kunst, Schulden zu machen, die Geduld zu verlieren schien und auf baldigen Entscheid drang. Was wollte er aber mehr? Krohnemann machte täglich vor Jedermann, der es zu sehen verlangte, seine gültigen Proben, und versicherte in seinen Gläsern jetzt einen solchen Vorrath von Tinkturen zu haben, um in kürzester Zeit die prächtige Summe von 57,000 Dukaten liefern zu können. Inzwischen ließ er auch auf seinen edlen Freund, den Herrn von Lilien, eine Medaille schlagen, deren Beschreibung hier eine kurze Andeutung finden mag. Auf der vorderen Seite erscheint die Sonne, welche ihre Strahlen auf eine Lilie wirft; auf der Rückseite reicht eine Hand aus den Wolken herüber gegen eine andere, welche gleichfalls aus den Wolken hervorragt; in der Mitte des Bodens steht ein Fäßchen und die Buchstaben:

G E I
H I N
E M S

welche das Wort Geheimniß bilden. Dadurch föderte er den guten, kurzsichtigen Lilien so sehr, daß dieser mit seinem Freunde Lüdke sich entschloß, mit einer Bürgschaft von vierzehntausend und etlichen Gulden für Krohnemann einzutreten, dessen ganz zerrütteter Credit dem Markgrafen die Augen öffnete. Ueberdieß aber hatte Krohnemann von den beiden Freunden schon bedeutende Summen und Anleihen in allerlei Arten erhalten: von Lüdke beiläufig tausend Thaler und von Lilien beiläufig viermal so viel, und zwar von Letzterem unter allerlei Titel: baar in Gold und Silber, allerlei Medaillen, Silbergeschirr, gangbare Thaler, mit Diamanten besetzte Contrefaits, Büchsen u. s. w. Die beiden Herren glaubten jetzt nachgerade genug gethan zu haben und waren schon bereit, ihren Schützling, der ihnen nun doch, gelinde gesagt, unheimlich zu werden begann, beim Markgrafen anzuklagen. Aber Krohnemann that wie ein Verzweifelter, warf sich ihnen zu Füßen, betheuerte mit den heiligsten Worten seine Kunst, gab neuerdings große Versprechungen und beschwichtigte so den nahen Sturm und Sturz, welcher indeß doch sicher und unaufhaltsam herankommen mußte. Schon früher hatte Krohnemann eine fälschliche Correspondenz mit Herrn von Lilien angezettelt, der die von auswärts erhaltenen Briefe, welche indeß Krohnemann verfaßte und von seinem Kammerdiener schreiben ließ, unbedenklich für ächt hielt. Nun schrieb Krohnemann selbst viel nach auswärts. So hatte er sich an den Hauptmann Johann Kämpfer nach Regensburg gewendet und ernstlich um einen anderen Herrn beworben; er hoffte, dem französischen Könige oder dem Dauphin empfohlen zu werden und dadurch in neue Dienste zu kommen. Ueberall tastete er nach Hülfe umher und da er keinen Ausweg mehr

sah, dachte er an heimliche Flucht. Unter dem Deckmantel, allerlei nöthige Chemikalien zu bedürfen, hatte er eine Reise nach Nürnberg angemeldet, zugleich allerlei Allotria und Verhältnisse allda zu bereinigen. Aber man hatte bereits Verdacht und gab ihm so sicheres Geleite mit, daß Krohnemann nicht im Stande war, seine Absichten zu verwirklichen.

Als nun die letzte Frist abgelaufen war und der Markgraf in seinen Erwartungen wieder sich getäuscht sah, als dann auch die beiden Protektoren, Lüdke und Lilien, zu reden begannen, da verwußte der also lange irregeführte Fürst sich nimmer vor Zorn: er ließ am 22. Dezember 1681 den Betrüger greifen und geschlossen und mit verbundenen Augen auf die Veste Plassenburg bei Culmbach bringen, wo der Ankömmling dem Commandanten auf das strengste empfohlen wurde: er sollte nur geringe Kost haben und schlechtes Lager, Niemanden sehen und sprechen dürfen, auch müsse ihm Alles verweigert werden, womit er sich einen Schaden zufügen könnte; keine Feder, Dinte und Correspondenz wurde gestattet, alle an ihn einlaufenden Briefe aber directe an den Markgrafen abgeliefert.

Nun hätte wohl, wie man füglich glauben könnte, die letzte Hülle fallen und ein ganz unbegreiflicher Betrug an den Tag kommen müssen, allein — doch wir dürfen dem Gange der Dinge nicht vorauseilen!

Bekanntlich hatte Krohnemann bei seiner Ankunft zu Bayreuth vor vier Jahren ein Verlangen gezeigt, zur protestantischen Confession überzutreten, war aber diesem seinem selbsteigenen Ansuchen niemalen nachgekommen. Man hatte die Sache damals leicht genommen; der gute Wille war da, jedenfalls hatte sich Krohnemann einigen Aeußerlichkeiten anbequemt, und so blieb denn das gute Werk vergessen. Möglicher Weise hatte man mit einem so heiklichen Künstler, der so subtile Dinge in seinen Händen trug, einige Vorsicht nöthig, die Zeit schien überdieß anfänglich kostbar und Wichtigeres war zu thun, als eine Seele zu gewinnen. Jetzt aber, wo man dem Sünder ins Gewissen reden mußte, wo es galt ihn mürbe zu machen, schien der rechte Zeitpunkt gekommen, den Gefangenen an sein Versprechen zu mahnen. *) Alsbald erschien der Festungsprediger Johannes Pertsch, welcher den Ankömmling heimlich befragte, ob er noch freiwillig zur protestantischen Confession übertreten wolle. Darauf habe Krohnemann mit tiefen Seufzern Ja geantwortet. Sogleich erhielten die Chorschüler, welche außen an der Thüre stehen zu bleiben beordert waren, Befehl, auf vorhergegangenes Gebet ein Bußlied zu singen, worüber Krohnemann schmerzlich zu weinen begann und seine Sünden zu bereuen schien. Dann legte er Beicht und Sündenbekenntniß auf den Knieen ab und genoß das Abendmahl.

*) Einer anderen Quelle gemäß wäre jedoch seine Conversion bereits wirklich vollzogen worden; die Acten gewähren hierüber keine erschöpfende Wahrheit.

Krohnemann's Gefangenschaft war schwer, hart und streng, und wurde erst spät nach einem Bericht der Untersuchungs-Commission vom 22. April erleichtert. Die Bande hatten von beiden Schienbeinen nicht allein die Strümpfe, sondern auch Haut und Fleisch weggerieben, so daß lauteres Blut zu sehen war. Sein Kerker muß schauderhaft gewesen sein! In einem späteren Promemoria klagt er, daß er ein „armer, elender, krummer und lahmer Krüppel" geworden sei und „ein halbtodter Mensch", „in diesem sehr unsaubern und übeln Zimmer, darinnen mich die Mäuse (deren ich in einem halben Jahre 162 Stück gefangen), auch viel tausend mal tausend Ameisen, Wanzen, Schwaben und anderes überaus großes und häufiges Ungeziefer, bald aufgefressen hätten, welcher dann auch ich mich noch bis dato nicht erwehren kann, sondern mir die vielen Wandläuse und Schwaben des Tages über auf den Tisch in das Essen fallen von oben herab aus der unsaubern und hölzernen Bodendecke, welche voller Löcher und Ritzen ist, und ingleichen mich auch im Bette unsäglich quälen und befressen, daß weder Tag noch Nacht Ruhe darinnen haben mag" u. dgl.

Das Verhör hatte gleich Anfangs durch eine eigens dazu niedergesetzte Commission begonnen und dauerte drei Tage; es gab unzählige Anschuldigungen, Fragen und einen kaum übersehbaren Knäuel von Verwicklungen. Krohnemann hielt sich wacker und behauptete muthig das Feld. Glaubte er wirklich an die Unfehlbarkeit seiner Kunst? war er der Betrogene? oder spielte er jetzt mit überraschender Kühnheit seine Rolle weiter? Wer wagt zu entscheiden! Jedenfalls blieb Krohnemann keine Antwort schuldig. Durch seine Vertheidigung gewinnt die Sache beinahe das Ansehen, als ob ihm Unrecht geschehen wäre; so kann sich nur Einer halten, der wirklich den Glauben an sich nicht verloren hat und der sein gutes Recht hinter sich weiß. Auch geht aus dem Prozesse hervor, daß Krohnemann die versprochenen und angeklagten Summen nicht vollständig erhalten hatte. War unterwegs an allerlei anderen Händen vielleicht Etwas hängen geblieben? Auch Lüdke's Anforderungen und die des Herrn von Lilien erklärte Krohnemann für weit übertrieben. Dagegen bewies Krohnemann und beklagte sich bitter darüber, daß man ihm die gemachten Versprechungen nicht gehalten habe, weder in Ablieferung der Gelder, noch der bedingten Lebensmittel, in welch' letzterem Artikel allerlei geheime Schäden des Hofes zur Sprache kommen mochten. Uebrigens, fügte er bei, wolle er seinen Feinden vergeben und verzeihen, und stelle er es Gott anheim, ihn zu rächen.

Seine „Generaldefension" umfaßt zweiundvierzig enggeschriebene Bogen, die er in unterschiedlichen Zwischenräumen, vom 8. Februar 1683 bis zum 17. Januar 1684 in die Feder diktirte. Manches

was darinnen vorkommt, kann durch die ungeheure Aufregung des schwerbeleidigten Mannes erklärt werden, der in einem so elenden Kerker, bei armseliger, karg gemessener Kost und obendrein noch schwer erkrankt, keine Pflege und Wart erhalten konnte. Hätte auch das größte Verbrechen auf ihm gelastet, so wäre doch eine menschlichere Behandlung immer noch am Platze gewesen. Deßungeachtet blieb er sich treu und verläugnete sich niemals, eben so wenig verwirrte er sich in Widersprüchen; seine Aussagen sind immer klar — wenn auch in den Punkten, um die es sich hauptsächlich handelte, völlig unbegreiflich. Der Hauptinhalt seiner Vertheidigung ist beiläufig folgender: Von seinen Geheimnissen behauptete er, sie seien so wahr und richtig, als Gott eben Gott sei. Er habe sie vom Herrn empfangen und um Jesu willen mitgetheilt. Seine Universal-Medizin hätte ihm Gott gegeben und durch dessen Beistand habe er in fünf Jahren über 3000 Menschen vom Tode errettet und manch' Tausend Thaler erworben. Auch das Secret des Steins der Weisen hätte ihm Gott gegeben, und in Holland sei es ihm dreimal gelungen, denselben zu elaboriren. Daß seine Demonstrationen und sein übriges Tingiren falsch gewesen seien, wäre durchaus Unwahrheit, vielmehr sei seine Sache eben so wahr, wie Gott und daß seine Seele lebe. Darauf wolle er alle Stunden das heilige Abendmahl empfangen. Daß aber Gott keinen Segen ihm in diesem Lande dazu verleihen wolle, darwieder könne er nichts; das sei Gottes Strafe. Daß ferner seine Universal-Gold-Tinktur vom Tode errette, habe er auch in diesem Fürstenthume und an der Familie seiner hochprinzlichen Durchlaucht bewiesen. Daß er durch eben diese Tinktur die Melioration der Metalle in purum purissimum aurum zeigen könne, tam universaliter, quam particulariter, sei wahr. Daß er ferner wisse, wie man alle orientalischen kleinen Steine und Rasuren durch sonderbare Kunst und Feuergewalt wieder in wenig Stunden zusammenschmelzen und in große Stücke bringen könne, sei nicht nur wahr, sondern der Markgraf habe ja selbst unterschiedliche Proben davon in Händen. Weiter beharrte er darauf, daß er aus kleinen orientalischen Perlen die allerschönsten und größten machen könne, und ebenso das feine Silber beneficio (vermittelst) einiger Zuthat Goldes und seiner Universal-Menstrui in das allerbeste Dukatengold veredeln könne, daß davon alle Wochen 400 Dukaten Nutzen in der Münze zu haben, daß ihm aber Gott den Segen entzogen, daß er solches nicht zur Perfection bringen könne, sondern zu Schanden geworden. Seine Versprechungen habe er aus freiem Gemüthe gethan, man habe ihn aber nie gewähren lassen, er habe nie sechs Wochen ungestörte Ruhe gehabt. Dieser Dinge sei er so

gewiß, wie daß Gott im Himmel sei und Christus auch für ihn gelitten habe. Er betheuerte ferner, gegen seine hochfürstliche Durchlaucht niemals Unrecht gethan zu haben und erbot sich, falls er wieder frank und frei würde, mit einem Alimentationsgehalt von 300 Reichsthalern jährlich seine angefangenen Arbeiten zu lösen und zum Schluß zu bringen, vorausgesetzt, daß sein Laboratorium zu Frauenaurach, seine zurückgelassenen Sachen, Salze und Tinkturen nicht zerstört wären, er selbst aber von seinen Feinden unperturbirt bleiben möge.

Manche Stellen in seiner Vertheidigung möchten heut zu Tage zu derb und ungeschlacht erscheinen, damals gehörten sie zum guten Ton. „Mancher wird vielleicht glauben, daß ich ein bloßer belesener Plauderer und phantastischer Bücherschwazer sei, aber kein rechter Operator, noch perfecter, gründlicher Feuerarbeiter, der dergleichen gethan noch verrichtet, sondern nur goldene Vögel in der Luft fangen wollte, weilen Alles so piano und langsam zuging." — Aber was kümmert er sich darum, wenn „ein solcher grober Klotz und Görizer Schreiber, Schlüffel und Büffel und vierschrötiger thüringen'scher Bauern-Bengel und coryphaeus malitiosus mit seinen flegelischen Zülpeln und Tölpeln vermeint, er und seine schlingelhafte Rottgesellen gingen mit ihres gleichen um" u. s. w. Dergleichen Expektorationen gingen alle noch an, völlig unbegreiflich dagegen ist sein philosophisch-alchymistisches Kauderwelsch, er citirt dabei eine ganz phantastische Literatur, und zwar anscheinend mit gewissenhafter Genauigkeit nach Hauptstücken und Paragraphen, Alles aus dem Kopf, worüber die Commissäre so unwillig wurden, daß sie sich an den Markgrafen wendeten und über die Weitläufigkeiten seiner Dikturen beschwerten — zu ihrem Aerger kam jedoch der Befehl zurück, „daß Alles ohne Ansehung einiger Personen secundum verba formalia, um dem Rechte seinen Lauf zu lassen, niedergeschrieben werden solle."

So lag er fast ein Jahr im rothen Thurm der Plassenburg, krank und abgezehrt, an vielen Gebrechen und Uebeln leidend, immer noch in dem schauerlichen Kerker unter Ungeziefer und Unrath aller Art; erst im Februar 1683 erfolgte der Befehl, ihn durch einen Arzt herstellen zu lassen. Nun schien doch noch ein besserer Stern über dem Gefangenen aufgehen zu wollen.

Die bedenklichen Gesundheitsumstände der Fürstin, die ihm ihre Zuneigung noch nicht entzogen hatte, vielmehr immer noch auf ihn und seine Kunst großes Zutrauen setzte, machten es nöthig, daß Jemand an Krohnemann „den berühmten Arzt" geschickt werden mußte. Das Loos traf natürlich den Herrn von Lilien, der nach genommenem Augenschein eine Schilderung der kläglichen Haft gemacht haben mußte, denn jetzt wurde dieselbe augenblicklich ver-

bessert. Was aber sonst zwischen Krohnemann und Lilien verhandelt wurde, wissen wir nicht, doch scheint der alte Freund mit neugekräftigtem Vertrauen und unerschütterlichen Hoffnungen von Krohnemann geschieden zu sein. Der Gefangene erhielt „Stroh nach Nothdurft" und ein Pfühl zum Bett, ferner die Wohlthat, Nachts ein Licht brennen zu dürfen, doch sollte der Wachtmeister der Garnison zusehen, daß dasselbe um 9 Uhr ausgelöscht würde, er bekam Federn, Papier und Dinte, ein Messer und ein Scheerlein, neugewaschenes Leinenzeug, ein Paar Hemden und Pantoffeln, auch Speise und Trank wurden verbessert — man sieht deutlich daraus, wie beklagenswerth der Mann seitdem gehalten war! Zuletzt am 22. Februar 1684, wurde ihm eine Stube eingeräumt, daneben eine Kammer und Küche, damit er ja ehestens wieder zu arbeiten anfangen könne, wobei ihm der Goldarbeiter und Constabel Möggel, nebst den Gefreiten Adam Mann und Matthes Böhm mit aller Treue und allem Fleiße zu Handen gehen sollten. Zugleich erhielt der Kastner zu Culmbach Bescheid, dem Gefangenen wöchentlich anderthalb Gulden baar zu geben; auch bekam der Obristwachmeister von Reck die Erlaubniß zu ihm zu gehen, doch sollte ihn kein Fremder besuchen und die Uebrigen nicht durch zu lange Zusprüche von seinen Arbeiten abhalten.

Die weiteren Verhandlungen und Vorkehrungen dauerten ein Jahr. Während dieser Zeit suchte Krohnemann ein passendes Lokal für sein Laboratorium auf der Plassenburg, allein es wollte sich kein recht taugliches finden. Darüber verstrich viele Zeit mit Hin- und Herschreiben, ausführlichen Berichten, die der Markgraf endlich damit abschnitt, daß er den Professor der Mathematik zu Bayreuth, Joachim Heinrich Hagen und den Maurermeister Joh. Jak. Weis absendete, welche mit Zuziehung des Bauschreibers auf der Festung den Bau besichtigen, mit Krohnemann reden und darauf schleunig referiren mußten. Es gab allerlei Aenderungen daselbst, besonders mußte die Küche überwölbt werden, weil Krohnemann darauf beharrte, daß er etliche Oefen, Capellen und balnea in der Küche, auf dem Heerd oder anderswo haben müsse. Krohnemann mochte freilich heimlich gehofft haben, er werde bei seinen baulichen Projecten auf Widerstand stoßen, ein Schimmer war ihm aufgegangen, daß er vielleicht wieder nach Bayreuth oder auf sein geliebtes Frauenaurach gelangen könne — o goldene Freiheit, goldener als alle Tincturen und Alchymie! Aber gerade dieses suchte man nachdrücklicherweise abzuschneiden. Von Bayreuth kam eine ganze Frohnfuhr mit den zum Laboriren nöthigen Sachen, item wurde ihm ein Soldatenjunge zur Aufwartung und Handreichung beigegeben und allerlei andere militärische Gehülfen, welche den Auftrag hatten, ihn immer

zu bewachen und nicht aus dem Auge zu lassen. Am 1. März 1685 wurde Krohnemann in so weit auf freien Fuß gestellt, daß er in der Festung und im Garten nach Belieben lustwandeln und Kirche und Gottesdienst besuchen könne, endlich am 9. Juli dieses Jahres kam ein förmlicher Vertrag mit dem Durchlauchtigsten Fürsten Christian Ernst Markgrafen von Brandenburg rc. und dem Herrn Christian Wilhelm Baron von Krohnemann rc. Obrister rc. zu Stande, in welchem Krohnemann sich verpflichtete:

Erstens, darzuthun und zu erweisen, daß diejenige Tinktur, fermentata et infermentata, welche Seine Hochfürstliche Durchlaucht von ihm bekommen habe, mit großem Nutzen Gold generirend, über eine Tonne Goldes werth sei und ad infinitum bis auf Kindeskind augmentirt werden könne. Seine Hochfürstliche Durchlaucht lebten der gänzlichen Zuversicht, es werde der Herr Baron von Krohnemann, wie er denn bereits mit ziemlichen Proben erwiesen, sothane Werke zu erfüllen äußerstens beflissen sein.

Fürs zweite haben Seine Hochfürstliche Durchlaucht für sich, dann derselben Erben und Nachkommen, die gnädigste Versprechung gethan und wiederholen auch dieselbe hiemit auf's kräftigste und beständigste: Herrn Baron von Krohnemann, dessen Ehefrau und Kinder, sammt anderen Angehörigen, in beständigem Schutz und Protektion, auch ihn in Dienst und zwar zum Geheimen Rath und Ober-Burg-Vogt auf Plassenburg zu nehmen, mit ordentlicher Bestallung zu versehen, auch wider alle unbillige Gewalt zu schützen und zu handhaben; ingleichen die Justiz wider seine Feinde, welche ihn in das große Unglück gestürzt haben, ernst und gebührlich zu administriren.

Drittens, ihm und allen Seinen, gestalten Sachen nach, würkliche Gnade erweisen und von ihm als einem, Dero merklichen Nutzen Befördernden, gebürende Aestim machen, auch ihm, soviel immer möglich sein kann, guten Fried und Ruhe verschaffen zu wollen.

Und weilen Viertens, auf hohes gnädigstes Begehren(!) Herr Baron von Krohnemann beliebet hat, noch eine Zeit lang auf der Vestung zu verbleiben, und die sogenannte alte Probstei dazu bequem befunden worden, so wollen Seine Hochfürstliche Durchlaucht Befehl ergehen lassen, daß dieselbe, nach des Herrn Baron von Krohnemann's Gutbefinden, ehestens zugerichtet und zur Wohnung bequem gemacht werde.

Als Unterhalt für sich und die Seinen solle er Fünftens jährlich 400 Reichsthaler in vierteljährigen Raten vorauserhalten, ingleichen ein „zulänglich Stück Geld", d. h. 100 Reichsthaler, „zu allerhand Nothdurft zu der Operation, auch allerhand Kohlen und Tiegeln anzuschaffen" u. s. w.

Sechstens solle jederzeit, nach Verlauf dreier Monate (ansern Gott Gesundheit erhält) die Lieferung an Gold und Silber ge-

schehen und abgeredeter Maßen Alles, was Seine Hochfürstliche Durchlaucht angewendet und hergegeben haben, zum Voraus abgezogen, der Nutzen und die Ausbeute aber, es sei an Gold oder Silber, in vier gleiche Theile zerschlagen und davon Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht drei, der vierte aber, es sei so viel als es immer wolle, Herrn Baron von Krohnemann und den Seinen unverweigerlich sein und verbleiben.

Siebentens, damit Gott seine Güte, seinen mildreichen Segen und allergnädigstes Gedeihen zu der Operation desto reichlicher verleihen möge, soll von jeder Lieferung ein halb Mark Goldes oder eine gleiche Werthsumme an Silber, zum Unterhalt eines eigenen Schloßpredigers ausgesetzt werden, welcher an Sonn-, Fest- und Feiertagen und unter der Woche den Gottesdienst mit Predigen und Betstunden halten und andere seelsorgliche Werke verrichten soll.

Achtens: Und weil den 26. Juni in Gegenwart der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Christina Charlotta, geborner Herzogin zu Württemberg und Teck, verwittibten Fürstin von Ost-Friesland u. s. w. Herr Baron von Krohnemann ausdrücklich vermeldet haben, daß die jüngste Lieferung nur ein geringes Ding wäre und künftig weit größer erfolgen solle, so versprach der Markgraf dagegen, daß mit der Größe der Lieferung auch seine Gnade und Erkenntlichkeit zunehmen werde, woran Herr Baron von Krohnemann und die Seinen nicht im Geringsten zu zweifeln Ursache haben sollten.

Der neunte Punkt bestimmt, daß dem Baron von Krohnemann alle seine zu Bayreuth zurückgelassenen Sachen, alle Mobilien, Bücher u. dgl. auf die Festung gebracht werden sollten.

Der Pact, bei welchem der Herr von Lilien sichtlich seine Hand mit im Spiele gehabt hatte — denn auf seine Rechnung setzen wir unbedenklich den siebenten Artikel — wurde in duplo ausgefertigt, von den beiderseitigen Contrahenten mittelst Sigill und und Unterschrift gefestigt und geschlossen am 9. Juli 1685.

Krohnemann hatte vorher, am 6. März, am 21. und 28. Juni, offenbar in sehr hoher Gegenwart (vergl. oben den 8. Punkt) neue Proben seiner Kunst gegeben; ob dasselbe zu Bayreuth oder auf der Plassenburg geschehen, ist nimmer ersichtlich.

Mit frohem Muthe und den sicheren Anzeichen, daß das große Werk nun gelingen müsse, ging Krohnemann aufs Neue an seine Arbeit. Er stattete seine Gemächer mit allerlei sinnreichen Inscriptionen aus, so las man z. B. inwendig über der Küchenthüre den weisen Spruch Salomonis: „Wie einem Krüppel das Tanzen anstehet, so stehet es einem Narren an, von der Weisheit zu reden.“ Außen, oberhalb der Küchenstube, stand angeschrieben: „Das Zimmer zur heiligen Dreifaltigkeit.“ An der Stubenthüre prangte

inwendig die Psalmenstelle: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum!“ Eine besondere Gedächtnißtafel zur Ehre des Fürsten, um ein bleibendes Zeugniß für das Unternehmen zu geben, war mit allerlei sinnreich verschlungener und vielfarbiger Schrift in der Küche aufgehangen.

Seine Frau und seine Kinder aber wurden nicht auf die Plassenburg gelassen. — Alsbald begann er zu arbeiten aus Leibeskräften; mit Vergnügen hörte der Markgraf das Lob seines Fleißes und freute sich auf den ersten Termin, der mit Michaeli dieses Jahres die Früchte einliefern sollte. Neuerdings erscholl der Ruf von dem Wundermann und von weit und breit aus der Umgegend kamen Elende, Leidende, Kranke zu dem allgewaltigen Meister aller Kunst, auch hohe Herrschaften waren darunter, z. B. die Gräfin Dörenbach zu Wiesentheit, welche mit dem Herrn Baron in besondere Correspondenz gerieth und schweres Geld versprach, wenn ihre Wünsche erfüllt würden. Deßgleichen war eine Frau von Reizenstein aus Grub brieflich an Krohnemann gekommen; die Medicamente aber scheinen nach dem noch vorhandenen Briefwechsel sehr übel angeschlagen zu haben.

Krohnemann aber laborirte weiter und setzte alsbald den Festungs-Commandanten durch die abwechselnde Fülle und Mannigfaltigkeit seiner unentbehrlichen Mittel in gelinde Verzweiflung. Bald brauchte er neue Kohlen, wozu die Garnison eigens auf's Kohlenbrennen sich verlegen mußte, bald Fichtenasche, bald zersprangen seltene Gläser und platzte ein Ofen, dann hätte er wieder auf's Allernothwendigste Dinge gebraucht, die im Winter nicht zu haben waren, wie z. B. Weintrauben oder frische Waldbeeren; obendrein taugten die durch Eilboten herbeigebrachten Operationsgegenstände nicht und erfüllten den Künstler mit Wuth und übler Laune. Trotz alledem aber versprach Krohnemann alsbald 300 Mark Silber und 8 Mark Gold fertig zu haben, welche bereits langsam und allmälig in den Tiegeln heranwuchsen.

Allerlei verdächtige Personen kamen und gingen, brachten und holten, es gab Untersuchungen und Fragen, aber es kam nichts heraus.

Unter den verschiedenartigen Bestimmungen, welche seinethalben von Bayreuth aus kamen, ist auch die eines eigenen Wachpostens, der trotz der völligen Freiheit des Herrn Baron dennoch, wie es scheint, heimlich bei Tag und Nacht vor seinem Quartier stehen mußte, angeblich wohl nur als Ehrenposten für den Herrn „Obrist“, in Wahrheit aber doch eine verfängliche Ehre! Dem Posten wurde absonderlich eingeschärft, daß er zur Verhütung der Feuergefahr „keinen Lunden zum Daback-Drincken“ gebrauchen solle! Das Tabak-Trinken war der Ausdruck für die damals allgemach aufkommende Unsitte, welche wir heut zu Tage als „Rauchen“ in Ehren halten.

Unterdessen arbeitete Krohnemann rastlos weiter, die Krone seiner Bemühungen sollte alsbald zum Vorschein kommen; zuweilen kam der Markgraf selbst, um nachzusehen, was sein „Artist" mache und wie weit die große Sache schon gediehen sei. Alles war in Bewegung. Vom 7. September bis zum 11. Oktober und wieder vom folgenden Tage bis zum 24. Dezember wurden Tag und Nacht, an Sonn-, Feier- und Werktagen durch den Schmied Joh. Fr. Geibel Kohlen gebrannt, wofür derselbe das erste Mal 21 Gulden 40 Krzr., das andere Mal aber 45 Gulden 49 Krzr. erhielt. Der versprochene Termin zu Michaeli war wieder vorbei — da lieferte Krohnemann wirklich noch vor dem Ende des Jahres zweiundvierzig Mark Silber, welche Lilien durch seinen Schreiber nach Bayreuth abholen ließ.

Und bald darauf, am 12. Februar des Jahres 1686, kamen neuerdings sechsundvierzig Mark Silber und beinahe vier Mark Goldes nach Bayreuth; das Räthsel war also gelöst, aber das Erstaunen sollte sich noch mehr steigern — denn an demselben Tage war auch der „Artist" von der Plassenburg spurlos und völlig verschwunden. Thüren und Thore waren verschlossen, ruhig hielt die Schildwache vor der Thüre, sie hatte nichts gesehen und gehört!

Wir eilen dem Gang der Dinge nicht allzurasch mit der Erklärung voraus, daß Alles natürlich vor sich gegangen, sehr natürlich, beinahe nur zu sehr. Keine Flucht durch den Kamin hatte stattgefunden, vielweniger eine poetische Fahrt aus dem Fenster, im Gegentheil war Krohnemann's Entweichung sehr prosaisch, beinahe tragisch. Der Magier hatte sich einfach nach dem heimlichen Gemach begeben, allda mittelst eines heimlich erlangten, vierzehn Klafter langen Seiles hinabgelassen, unten eine dünne Wand durchbrochen und war von da ins Freie gelangt, wo seine Verschworenen, zwei Mägde, welche zu seiner Haushaltung gehörten, item ein Knecht, ein Weber und ein Junge, bereits auf ihn warteten. Glücklich erreichte er die Bambergische Grenze und kam am andern Tage nach dem Bambergischen Kloster Marienweiler, wo er, um die Aufnahme und den Schutz des Klosters desto leichter zu erhalten, die evangelische Confession abschwur und katholisch werden zu wollen verlangte.

Unterdessen gab es auf der Plassenburg noch neue Entdeckungen. Der „Artist" hatte vier große silberne Schüsseln zu seinem Gebrauch aus der Vorrathskammer erhalten — sie waren verschwunden, und zwar in den Tiegeln des Wundermannes, aber nicht, um nach Bayreuth zu wandern — denn dazu hatten unter dem Titel der ersten zweiundvierzig Mark Silber und der darauf folgenden sechsundvierzig weiteren Mark, viel elendere Metalle ihre Dienste geleistet — sondern um in Nürnberg und Eger sich in Münze zu verwandeln, wozu 130 Pfund Quecksilber das Geleite gegeben

hatten. Außerdem war auf der Plassenburg auch die Silberkammer mittelst eines nachgemachten Schlüssels eröffnet worden und allerlei kostbare schwere Schaustücke abhanden gekommen, so z. B. „ein türkischer Sclave," eine „silberne Orgel sammt den Schöpf- und den Sackpfeifen," ein silberner „Willkomm," dazu allerlei Teller, Becher und Tafelservice u. dergl., welche in der Folge bei allerlei Händlern, Juden und Strolchen theils versetzt, theils richtig verkauft, wieder zum Vorschein kamen.

Krohnemann's Freistätte war alsbald ausgekundschaftet. Dem Oberamtmann Ulrich von Waldenfels gelang es, den Missethäter mit List aus dem Kloster zu bringen, so kam er vorläufig nach Kupferberg in Verwahrung. Nach einer ganzen Krähwinkeliade von Unterhandlungen, einerseits geführt durch den Markgräflichen Lehenprobst Johann Wolfgang Prank, gegen den Bischof Marquard Sebastian anderseits, welcher die Auslieferung Krohnemann's Anfangs verweigerte, wurden — nach einer umfangreichen Kostenspecification von bischöflicher Seite — die verlangten 240 Gulden von markgräflicher Seite erlegt, und der theuere Herr Baron von Krohnemann an der Grenze oberhalb Untersteinach am 1. März „mit den gewöhnlichen Formalitäten" ausgeliefert. Von da an wurde der arme Sünder auf einem mit Ochsen bespannten Karren, an beiden Seiten mit Ketten und Banden an Händen und Füßen angeschlossen, liegend auf einem Bündel Stroh, unter anständiger fürstlich brandenburgischer Bedeckung nach Culmbach in sichern Gewahrsam geliefert, allwo „wegen schlechter Beschaffenheit der Frohnveste, zwei Bürger mit bloßem Degen Tag und Nacht vor Krohnemann stehen mußten," damit er nicht entrinne und nichts Verdächtiges wagen könne.

Das Verhör brachte noch allerlei Dinge zur Kenntniß. In wie ferne die Androhung der Tortur, der Daumenschrauben und das Erscheinen des Henkers, welcher zur Verstärkung der Drohungen aus Bayreuth herbeigeholt wurde, auf die Aussagen der Mägde wirkten, welche Krohnemann's Haushalt auf der Festung versahen, bleibt dahingestellt. Die an sie gerichteten Fragen waren nicht wenig verfänglich, ganz im Style der Hexentribunale.

Auch Angesichts des Daumenstockes und der Beinschrauben betheuerte Krohnemann, daß er ein wahrer Adept sei und Gold zu machen vermöge, nur habe er es nicht zu hoher Perfection bringen können, weil es bald an dem, bald an jenem Materiale gefehlt und er nur das particulare gehabt habe: zu Wien, in Holland und Bayreuth habe er Gold gemacht, es aber nicht zu großen Quantitäten bringen können. Daß seine Lieferungen unbrauchbar seien, gab er zu, doch blieb er dabei, daß es perfect worden wäre,

wenn er noch weitere Zusätze gehabt hätte. Da er nun nicht eher von seiner freien Gefangenschaft hätte loskommen sollen, als bis er 14,000 Gulden geliefert hätte, so habe er den Entschluß gefaßt, durchzugehen. Daß ihm dieses nicht besser gelungen, sei ihm wirklich leid.

Die Untersuchungsacten wurden dem Banngericht zur Schöpfung des Urtheils übergeben; dasselbe erschien am 19. April und lautete dahin, daß Krohnemann nach der peinlichen Halsgerichts-Ordnung und dem in derselben befindlichen Artikel CLXXXVII. 159, vom Leben zum Tode mit dem Strang gebracht werde. In dem angeführten Paragraphe ist jedoch nur von Diebstahl die Rede, der an dem Mann mit dem Strange, an Weibspersonen mit dem Wasser bestraft werden solle. Die Strafe erging also bloß über die Einbrüche und Entwendungen des Delinquenten auf der Plassenburg, und nicht über den Alchymisten, Adepten, auch nicht über den „Arzt" und Wunderdoktor -- an diesen Dingen wagte der Markgraf jetzt noch nicht zu zweifeln. Der Markgraf unterschrieb das Urtheil trotz den Bitten seiner Gemahlin, welche auch jetzt noch nicht irre geworden zu sein scheint. Da das Urtheil am 27. April vollzogen werden sollte, nachdem Krohnemann vor den Schranken dem Rechte gemäß dasselbe gehört haben würde, so machte man Anstalt, daß der Ausschuß zur rechten Zeit erscheinen und mit „Ammunition und mit gutem tüchtigem Gewehr" da sein müßte. Hierauf sagte man das Leben dem Gefangenen ab, der nun einen Geistlichen und zwar einen katholischen verlangte. Das aber gab der Vicestadtvogt Müller nicht zu und so wurde Krohnemann wieder gezwungen, zur protestantischen Confession überzugehen und am 25. April das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen.

Noch am Tage vor der Execution wurde Krohnemann vernommen wegen der Arznei, so er der Fürstin gegeben hätte. Er schöpfte hoch auf Athem, als er daran vermerkte, daß seine Beschützerin ihn noch nicht verlassen habe; er bestand, daß er nichts Nachtheiliges hergegeben und der hohen Frau auch helfen könne, weil er ihren Zustand kenne; Mittel und Arznei müsse er aber erst dazu bereiten; daß er der Fürstin nichts Unrechtes gegeben, das sei wahr und darauf wolle er morgen sterben und in Gottes Reich sein.

Der Tag erschien. Die Theilnehmer an seiner Flucht, welche auch auf der Plassenburg zur Versilberung der entwendeten Kostbarkeiten mitgeholfen hatten, wurden mit Ruthen gestrichen, an den Pranger gestellt und ewig des Landes verwiesen. Darauf begann vor den Schranken der peinliche Anwalt die Anklage in Gegenwart des Bannrichters und der zwölf Gerichtschöffen. Weder hier noch in der Rede, welche der Vertheidiger des armen Sünders sprach, ist von Goldmachen, Alchymie und Wunderarznei die Rede, immer

bloß vom Diebstahl, und daß der Delinquent bei einer Lieferung falsches Gold und Silber übersendet habe. Darauf wurde der Stab gebrochen und die Ausführung begonnen.

Viele und darunter wohl Krohnemann selbst, wollten nicht glauben, daß der Markgraf einen Cavalier, der in so großer Gnade gestanden und so hohe Würden bekleidet hatte, auf so schimpfliche Art am Galgen enden lassen wolle. Auf Fürsprache der Fürstin sendete der Markgraf endlich einen Offizier ab, der dem Delinquenten Begnadigung bringen sollte, doch traf ihn der Pardon schon erstarrt am Galgen. Man erzählte dabei, der Offizier habe geheimen Befehl gehabt, sich unterwegs so lange zu verweilen, bis die Execution vorüber sei. — Der Scharfrichter schlug ein weißes Blech über den Galgen, worauf in nicht allzuwitzigen Versen ein Ehrengedächtniß dem Gehängten gedichtet war — reine Galgenpoesie! —

Seine guten adeligen Kleider hatte der Delinquent auf Gerichtsbefehl ablegen müssen, worauf ihm vom Büttel sogenanntes Bärenhäuter-Zeug angezogen wurde. Da die guten Kleider fürstliche Geschenke waren, so trug der Vicestadtvogt Bedenken, diese dem Scharfrichter auszuhändigen, er hielt also Anfrage, ob er sie hergeben, oder verbrennen oder vergraben lassen solle, weil es exemplum sine exemplo wäre, daß ein Baron und im sammtenen Rocke in der Frohnveste wäre. Laut Befehl vom 15. Juni mußten die Kleider in der Stille verkauft und das Geld unter Scharfrichter und Knechte vertheilt werden. — Die Unkosten der Inquisition beliefen sich auf 130 Gulden 31 Kzr.

Krohnemann fand übrigens nicht nur mehrere Dichter, welche Reimereien über ihn machten, z. B. ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Galgen, sondern auch andere scharfsinnige Menschen übten mit Titelversetzungen und Epitaphien ihren Witz.

Seine Frau war mit den Kindern schon früher außer Landes gegangen, man sagte, gen Böhmen; Niemand wußte, wohin sie kamen.

Mit der Goldmacherei am Brandenburger Hofe war's aber noch nicht vorbei. Alsbald kam ein neuer Adept Joh. Georg Fischer, aus Hohberg; er hatte in Sachsen und Wien als Ingenieur gedient und aus Curiosität dabei die Chemie studirt. Er wurde alsbald zu Bayreuth angenommen und soll dem Markgrafen wo möglich noch mehr verlaborirt haben, denn: „mundus vult decipi, ergo —".

Biographie von Fikenscher, Culmbach 1800. Vgl. dazu die Nachträge im Archive für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. VIII. B., 2. Hft. 1861. S. 47—54.

Rembrandt van Ryn.

(1606 — 1669.)

I.

Die frühere Kunstgeschichte liebte es, ihre Berichte mit geheimnißvoller Dunkelheit zu umkleiden, allerlei Erzählungen einzustreuen und die Persönlichkeiten mehr oder minder im Nimbus eines Helden oder Heroen erscheinen zu lassen. Die neuere Behandlungsweise rückt nicht nur den hinterlassenen Werken mit scharfer Kritik zu Leibe, sondern sucht auch in Urkunden und Archiven nach sicheren Anhaltspunkten und erreicht dadurch nicht selten neue Resultate, welche den früher überlieferten Quark völlig über Bord zu werfen im Stande sind.

Ein schlagendes Beispiel hiefür ist der Maler Rembrandt. Wir reden jetzt nicht von seiner Kunst, sondern nur von seinem äußeren Leben. Er galt zeither als ein kleinlicher, knickerischer Mensch, als habsüchtig, schmutzig und geizig, der die Leidenschaft zum blanken Metall auf die Spitze trieb und mit unedlen Praktiken seinen Säckel füllte. So soll er z. B. einmal vom Hause gegangen sein und bald darauf seiner Frau einen Boten geschickt haben, der die Trauerkunde überbrachte, wie der Meister in der Fremde plötzlich erkrankt und gestorben sei, vordem aber noch als letzten Willen erklärt habe, all sein Hab und Gut, seine angefangenen wie vollendeten Radirungen, Skizzen, Handzeichnungen und Bilder sollten unter den Hammer gebracht und zum Troste seiner guten Frau versteigert werden. Die Folge davon sei gewesen, daß Alles, selbst die kleinsten Dinge von seiner Hand, mit ungeheuren Summen bezahlt wurden; am Ende der Auction, als Alles in festen Besitz gekommen war, sei Rembrandt hervorgetreten, habe sich freundlich für die ihm erwiesene Theilnahme bedankt und Alle seines ungetrübten Wohlbefindens versichert. Was von solchen Histörchen zu halten sei, wird Jeder wohl selbst entscheiden können, der das Leben des Malers nach den Forschungen Scheltema's und Koloff's studirte; die Ergebnisse davon hat neuerdings G. F. Waagen in seinem preiswürdigen „Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschule" *) angenommen, — ein Werk, welches in allen artistischen Beziehungen durchweg auf Autopsie des Verfassers beruht. Waagen ist unstreitig einer der bedeutendsten Kunstkenner. In vielen Jahren, auf wiederholten Reisen in Deutschland, Frankreich, in den Niederlanden, England und Ruß-

*) Stuttgart 1862, bei Ebner und Seubert.

land gebildet, vereinigt er eine Sicherheit des Auges und eine Ruhe des Urtheils, so daß seine Bestimmungen und Entscheidungen über bisher zweifelhafte Werke wohl als Epoche machend im Bereiche der Kunstgeschichte betrachtet werden dürfen.

Kehren wir wieder zur Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse unseres Meister Rembrandt zurück.

Geboren am 10. Juni 1606 zu Leyden in einer Malzmühle, welche seinem Vater Herrman Gerrits-Zoon van Ryn gehörte, war er wohl anfänglich nicht für die Kunst bestimmt. Doch mußte sich bald seine große Anlage dazu gezeigt und ihm die Erlaubniß ausgewirkt haben, den Unterricht des J. van Swanenburg in Leyden und dann des Pieter Lastmann in Amsterdam zu benützen, in dessen Manier er sich schnell hineinarbeitete, ohne jedoch seine eigene Selbstständigkeit zu verlieren, denn schon im Jahre 1630, mithin in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, ließ er sich in Amsterdam nieder, und seine freilich erst in den nächstfolgenden Jahren gemalten und noch erhaltenen Bilder stehen auf einer Höhe der Ausbildung, daß ihnen nothwendig schon viele andere von sehr namhaftem Kunstwerth vorangegangen sein müssen. Im Jahre 1634 ist er bereits mit Saskia Uillenburg, einem wohlhabenden Mädchen aus einer angesehenen Bürgerfamilie verheirathet. Von da an bis zum Tode dieser seiner Frau (im Jahre 1642) reicht die glücklichste Zeit seines Lebens. Viele Aufträge, zum Theil von den angesehensten Personen, kamen ihm zu. So malte er schon 1638 für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien eine Grablegung und Auferstehung Christi, für den bekannten Bürgermeister Six, einen seiner wärmsten Gönner, „die Ehebrecherin vor Christus“ und andere Bilder, außerdem kam er mit so bedeutenden Schriftstellern, als Jeremias de Decker und Constantin Huygens so wie mit einigen angesehenen Predigern in gesellige Beziehungen. Deßungeachtet war ihm der Umgang mit einfachen Leuten aus den bürgerlichen Klassen immer der liebste und er verdarb viele Zeit damit, besonders nach dem Tode seiner ersten Frau. Obwohl es ihm fortan an großen Bestellungen nicht fehlte, auch seine berühmten Radirungen (deren älteste, datirte schon in das Jahr 1628 fällt) ihm einen ansehnlichen Gewinn gewähren mußten, endlich jeder seiner zahlreichen Schüler (wie Gerrit Dou, Ferdinand Bol, Gerbrandt van den Eckhout, Govärt Flink, Nikolaus Mäs, de Konningk u. A.) ihm ein Jahrgeld von 100 Gulden zahlte (wofür er ein Lagerhaus miethete, wo Jeder in einer eigenen Zelle ungestört arbeiten konnte), so wurden doch gegen das Jahr 1653 seine Umstände so mißlich, daß er genöthigt war, ansehnliche Schulden zu machen: 4180 Gulden

bei dem Bürgermeister Cornelis Witsen, am 29. Januar 1653; 4200 Gulden bei Isaak von Hertsbeck, am 14. März 1653; und 1168 Gulden und 4 Stüber bei Christoffel Thyssens, am 10. Dezember 1654. Das half aber nicht; denn am 25. Juli 1656 mußte er sich für insolvent erklären und seinen Banquerott offenbar machen. Von seiner ganzen Habe wurde ein gerichtliches Inventar aufgenommen, welches noch vorhanden und vielleicht im Stande ist, den ganzen Vorgang aufzuhellen. Rembrandt war kein Verschwender, auch kein schlechter Wirth, sondern lebte auf einem bescheidenen bürgerlichen Fuße. Was ihn zu Grunde richtete, war einerseits der Umstand, daß bei der großen Geldnoth und der Verarmung vieler Familien (welche in Folge der unglücklichen Kriege mit Frankreich und England eingetreten war), seine Bilder ihm schlechter bezahlt oder gar nicht mehr in Empfang genommen wurden — anderseits aber seine Leidenschaft zum Sammeln von Kunstwerken und Curiositäten aller Art, welche ihn kein Geldopfer scheuen ließ. So soll er (ein ächter Künstler!) für ein Blättchen des Lukas von Leyden, den Eulenspiegel vorstellend, die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 80 Thalern bezahlt haben! Mit einem gemischten Gefühl von Wehmuth und Neugierde durchliest man dieses merkwürdige Inventar, in welchem der ganze Hausrath des Meisters, Zimmer für Zimmer, von dem Flur bis zur Küche beschrieben ist.

Wir lernen daraus, daß, wenn er als ausübender Künstler selbst einer großen Einseitigkeit der Richtung huldigte, er doch als Sammler einen sehr allgemeinen Standpunkt einnahm. Wir finden darin große Schätze, an hundert Bilder! dazu Zeichnungen und Kupferstiche in Fülle: Sechs Bilder von Adrian Brouwer, 9 von Jan Lievenz, 6 von Herkules Seghers, seinen geistverwandten Zeitgenossen; ein Bild von Van Eyk, eines von Lukas von Leyden, ferner eine Anzahl von Bildern großer italienischer Meister, und etwa nicht bloß der, ihm als Coloristen in der Kunst nahe stehenden venezianischen Schule, wie Giorgione und Palma Vecchio, sondern auch zwei Bilder von Rafael und Michelangelo. Vierzig fanden sich von Rembrandt's eigener Hand vor. Dabei 26 Albums voll Zeichnungen und Studien von Rembrandt, zahlreiche Bände mit Handzeichnungen von den berühmtesten Meistern aller Schulen; die Kupferstichwerke von Martin Schongauer, Israel van Meckenem, Andrea Mantegna, Lukas von Leyden, Albrecht Dürer, Mark Anton und vielen Andern in ausgesuchten Abdrücken; Rembrandt's eigenes Werk; Kisten und Kasten, Mappen und Bände voll von Kupferstichen nach Rafael, Michelangelo, Titian, den Carracci's und Andern; alte Prachtausgaben mit Holzschnitten, eine alte Bibel, Dürer's Werk von den Proportionen, ein deutscher Josephus Flavius mit

Kupfern von Tobias Stimmer, das türkische Trachtenbuch von Melchior Lorch. Dazwischen allerlei Alterthümer, Geräthschaften und Waffen, Münzen, antike Büsten und Statuen, eine Menge Gypsabgüsse, der Laocoon, ein Amor, die Büsten des Homer und Socrates! und viele Merkwürdigkeiten, z. B. ein Eisenschild von Quintin Messys bemalt u. dgl. Eine Sammlung japanischer und chinesischer Kunstsachen, die Kleider eines Indianers und einer Indianerin, naturhistorische Seltenheiten, Waffen und musikalische Instrumente aller Art, die er theilweise als Modelle bei seinen Bildern und Radirungen gebrauchte, ja sogar ein Pack alter Lappen von verschiedener Farbe wird gewissenhaft aufgezählt, die (wir wissen das heut zu Tage!) nur zu malerischen Zwecken dienen konnten. — Rembrandt kannte also, wie hieraus unzweideutig hervorgeht, sehr genau das Werthvollste, was die Kunst in den verschiedenen Richtungen bis auf ihn hervorgebracht hatte, und es ist ganz begreiflich, daß er zu seiner Zeit nicht bloß als Künstler, sondern auch als Sammler und Kenner in großem Ansehen stand. Er hatte als Privatmann ein Museum zusammengebracht, dessen sich heut zu Tage kein Fürst zu schämen brauchte; daß er dabei in der Hitze und Leidenschaft des Sammelns seine Kräfte überstieg und so in Schulden verfiel, liegt klar am Tage. Was muß der Künstler gelitten haben, als dieser theure Erwerb eines halben Lebens, als seine so kostbaren Liebhabereien, und seine eigenen, ihm unersetzlichen und unentbehrlichen Studien in der Folge von dem Commissär der Handelskammer zerrissen und in zwei öffentlichen Auctionen vertrödelt wurden und in ganzer Summa doch nicht mehr als 4964 Gulden und 4 Stüber einbrachten! Sein Haus wurde am 1. Februar 1658 für 11,218 Gulden verkauft. Die „Samariterin“ von Giorgione und „der reiche Prasser“ von Palma Vecchio waren zusammen um 64 Gulden und 10 Stüber losgeschlagen worden! Heut zu Tage hätten beide Bilder oder ein einziges Bild Rembrandt's selbst, hingereicht, die ganze, an und für sich nicht bedeutende Schuldenmasse, um welche Alles zu Geld gemacht werden mußte, mehr als völlig zu decken!

Es dauerte aber lange, bis die Gläubiger ihre Gelder erhielten, Vieles verschlangen die Gerichtskosten; erst im Jahre 1667 war die ganze Schuldentilgung zum Abschluß gelangt. Unbegreiflich ist die Hartherzigkeit der Gläubiger, noch mehr aber, daß unter den vielen Freunden und Gönnern des Künstlers sich kein Einziger fand, der ihm in dieser traurigen Zeit beigestanden wäre oder durch Bürgschaft geholfen hätte. Hatten die damaligen Kunstbeschützer kein Herz? oder war der Künstler zu eigensinnig und zu stolz, um ihre Hilfe zu erbetteln? — Einige glaubten, Rembrandt habe sich auch mit alchymistischen Experimenten befaßt und mit dem Schwindel zweier

ehrenhaften Israeliten viel Geld eingebüßt; doch ist das eine Erfindung, die aller historischen Begründung entbehrt. Im Gegentheil, Rembrandt war ganz Kunstenthusiast; ein einziges Beispiel davon mag genügen: „Wenn Bilder oder Zeichnungen von großen Meistern (so erzählt einer seiner Biographen), weß Landes sie auch sein mochten, unter den Hammer (Versteigerung) kamen, so trieb er gleich beim ersten Ausstrich den Preis so hoch hinauf, daß kein Anderer mehr zu bieten wagte; er sagte, er thue solches, um die Kunst und den Stand in Ehren und Ansehen zu bringen." Noch mehr! Er hatte einst eine Platte mit der Composition: „Christus unter den Krüppeln und Kranken, Wunder wirkend" in Angriff genommen; die Arbeit schien in der mächtigen Wirkung der Effekte außerordentlich gelungen, die ersten Probedrücke wurden ihm, von der noch unvollendeten Platte weg, mit 100 Gulden bezahlt. (Es ist die, heut zu Tage noch unter dem Namen „das Hundertguldenblatt" bekannte und noch hoch im Werthe stehende, Radirung.) Rembrandt machte die Platte nun gar nicht mehr fertig, sondern druckte und verkaufte die Exemplare, so viele davon abgingen. Als er später bemerkte, daß man diese seine Radirung nicht mehr so theuer bezahlte, wie zuerst, ersann er ein Mittel, sie gesuchter zu machen, und ließ mit unerträglichem Aufwande, in ganz Europa, was davon zu haben war, um jeden Preis aufkaufen, ja er kaufte davon in einer Versteigerung zu Amsterdam selbst ein Blatt um 50 Thaler. Und das that er zu einer Zeit, wo die von seiner Hand geätzte Platte selbst noch sein Eigenthum war! Kein Wunder, wenn er mit solchen Speculationen sein wohlerworbenes Vermögen schmälerte und endlich seinen Wohlstand völlig untergrub, zumal da die Zeiten sich änderten, und durch die Kriegsnoth eine allgemeine Geldkrisis hereinbrach. Zu Amsterdam standen im Jahre 1653 drei tausend Häuser leer; Schifffahrt und Handel lagen darnieder. Dazu kam, daß Rembrandt durch das Testament seiner verstorbenen Frau verpflichtet war, eine gewisse Summe ihres Vermögens, von dem ihm vorläufig die Nutznießung gesichert war, hinauszuzahlen, wenn er sich in der Folge wieder verehelichen wollte, — und dieser Fall war nun 1656 eingetreten. Das Alles zusammengenommen reicht jetzt hin, seinen ganzen Sturz zu erklären. Deßungeachtet aber legte Rembrandt den Pinsel nicht weg, sondern arbeitete ruhig weiter und schuf noch in dem traurigen Jahre 1656 zwei Bilder: „Jakob segnet Joseph's Söhne" und den „geharnischten Speerträger", zwei Werke, welche jetzt bei einer Auction zehnmal so viel eintragen würden, als Rembrandt's ganze Schuldenlast betrug, (sie kamen in Folge der Kriegsereignisse von 1806 in das Musée Napoléon und wurden, ersteres auf 60,000, letzteres auf 25,000 Francs geschätzt!). Im

Jahre 1657 malte er die „Anbetung der Könige" (jetzt in England); 1658 den „gefesselten Christus" (in Darmstadt); 1659 den „Moses mit den Gesetztafeln" (Berlin); 1660 sein eigenes Bildniß (im Louvre); 1661 die „Vorsteher der Tuchhalle" (im Museum zu Amsterdam). Dieses ungetrübte Schaffen bis zu seinem Tode (sein Sterbetag ist ungewiß, nur weiß man, daß er am 8. Oktober 1669 zu Amsterdam begraben wurde) zeigt, wie Waagen treffend hervorhebt, von einer seltenen moralischen Kraft und einer gewaltigen Energie seines künstlerischen Genius.

II.

Keiner der früheren Künstler hat sein eigenes Bildniß so oft und verschiedenartig vervielfältigt, wie Rembrandt, wozu außer dem Vergnügen, welches das liebe Ich dabei hatte, der große Ruf und der hohe Werth, den man darauf legte, sein von ihm selbst gemaltes oder radirtes Porträt zu besitzen, sicherlich das meiste beigetragen haben. Aus allen seinen Lebenstagen, von allen Seiten hat er sich dargestellt: sehr jung und barhäuptig, bald darauf wieder, aber schon nicht mehr so jugendlich, mit einer Malermütze, die er hernach gerne beibehielt, bisweilen aber auch mit einem chevaleresken Federbarett oder einem breitkrämpigen quäckerartigen Schlapphut vertauschte; bald sind die Haare sehr lang und gelockt, dann wieder kürzer oder gekraust, manchmal glatt abgeschnitten, schwarz und grau gemischt, dann erscheint er bejahrt und gealtert, mit angehenden Runzeln, aber sonst noch rüstig und kräftig, im pelzbesetzten Hausrock, ein Tuch um den Kopf gewunden, vor der Staffelei, Palette, Pinsel und Malerstock in der Hand. Wäre damals die Photographie schon vorhanden gewesen, so wäre vielleicht jeden Tag eine Aufnahme seiner werthen Person in allen möglichen Stimmungen erfolgt; wer bürgt dafür, daß uns selbe auch überkommen wären, denn für die längere Dauer dieser subtilen „Kunst" haben wir noch keine Erfahrung; was aber wären alle diese Reproductionen werth im Vergleich zu einem Bild, das er gemalt, oder einem Blättchen, welches seine kundige Hand so geistvoll radirt hat! Sein Gesicht hat derbe, volle Formen, aus denen jedoch hohe Genialität leuchtet. Stellte er sich etwa dar, wie er im Spiegel seiner Phantasie auszusehen glaubte? oder wie er wirklich aussah? Gleichviel, jedenfalls verwandte er darauf die ganze Kraft und Wärme seines Talentes. Wenige Köpfe, sagt ein Kenner, sind so glühend colorirt, wie die, welche sein Ebenbild vorstellen. Seine etwas rothbraunen Haare verstärken noch die

tiefe Gluth des Tones, worin sie gemalt sind. Sein Costüm wechselt, eine ganze Garderobe ließe sich daraus zusammensetzen. Einmal spielt er den Krieger und hat sich in einen Panzer gesteckt, dann ist er wieder patrizierstolz, seiner Sammt mit Pelzverbrämung und Spitzenkragen, goldene Ehrenkettlein mit Juwelen um den Hals gehängt; er ist höfisch und vornehm, er hat das feine Lächeln der Kraft, das zuversichtliche, jedoch nachdenkliche Auge des scharfen Beobachters, die cavaliermäßige, freie Tournüre des van Dyck.

Und dieser Rembrandt soll ein schmutziger Geizkragen gewesen sein? der in Zechen und Herbergen mit allerlei elendem Volk herumstreunte? wie seine späteren Biographen wissen wollen. Was das für kluge Leute waren! Derselbe Rembrandt, der noch zu Zeiten seiner höchsten Noth, als ihm das Haus über dem Kopf verkauft war, so anständig lebte, daß er täglich zu seinem Unterhalte 3—4 Gulden brauchte und der für sein Zimmer unterdessen wöchentlich 5 Gulden Miethe bezahlte — zu einer Zeit, wo drei tausend Häuser in Amsterdam leer standen! Da wird wohl die Nachricht, daß er nach dem Tode seiner Frau, mehr als es gut war, mit dem geringen Volke verkehrte — auf seine fleißigen Besuche in den Trödelbuden beschränkt werden müssen, wo er den Raritäten nachjagte, alte und neue Waffen erhandelte, Spieße, Hellebarden, Panzer, Dolche, Säbel, Bogen und Pfeile von wilden Völkerschaften, dazu alte Kleider von verschliessenem Sammt und Seide, die ihm kostbarer waren als neue Stoffe, wie heut zu Tage noch jedem Maler. Dieses Zeug speicherte er zu Hause auf, in seinem malerischen Arsenal, das ihm nach allen Seiten und in jeder Beleuchtung neue Motive bot. Wohl hat er auch das gemeine Volk angeschaut. Was ist natürlicher als daß Rembrandt, wie andere große Künstler, die Natur vorzugsweise da beobachtete, wo sie den schärfsten Schnitt zeigt, und wo er bei seiner Gewohnheit, Alles mit malerischen Augen anzusehen, die reichste Ausbeute für seine Werke fand. Er freute sich an allem wahren, ächten Leben und sonach hat er auch den stämmigen Matrosen mit der breiten Brust und dem Stiernacken in sein Skizzenbuch abgeschildert, wie er meermüde nach jahrelanger Fahrt wieder das Land betritt und in seiner Weise das Leben genießt. Und wenn er bei seinen Kreuzzügen unter den Aermsten und Geringsten auch an „guten Geschmack“ verlor, so brachte er doch eine ganze Welt neuer Anschauungen und Entdeckungen mit und gewann dadurch hundertfältig an Leben, Wärme und Schärfe.

Wir treffen unsern Meister, so lang er reich und angesehen war, durchweg in guter Gesellschaft, im Verkehr mit berühmten Personen aus den höheren Ständen. Der holländische Dichter Jeremias de Decker ist sein Freund und verherrlicht den Maler

durch die auf ihn gesungenen Verse, gerade so wie dieser den Poeten durch sein Portraitbild verewigt; eine große Anzahl von namhaften Predigern, Staatsbeamten, Gelehrten, Rathsherrn u. s. w. ist glücklich durch die Freundschaft Rembrandt's, der ihre Gesichter malt oder radirt. Auch in den Briefen, die wir noch von ihm haben, es sind zwar wenige, aber gerade hinreichend, um den ganzen Menschen darinnen zu erkennen, zeigt er sich, nicht als gelehrter Stylkünstler, aber doch als ein Mann von Wohlanständigkeit und Bildung, schlicht, ungeschminkt und seines eigenen Werthes sich wohl bewußt, dabei aber bescheiden und unterwürfig. Die Briefe sind an den bekannten holländischen Dichter Constantin Huygens gerichtet, der als Sekretär des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien den Briefwechsel führte mit Allen, welchen der Prinz in seinen verschiedenen Beziehungen als Staatsmann und Kunstbeschützer Mittheilungen zu machen hatte. Da schreibt er denn, beiläufig in der Mitte des Jahres 1638:

Mein Herr!

Beigehend übersende ich ihnen diese zwei Stücke, die, wie ich meine, so befunden werden sollen, daß Seine Hoheit selbst mir nicht weniger als tausend Gulden für jedes aussetzen dürfte; doch so Seiner Hoheit dünkt, daß sie nicht so viel werth sind, mögen Hochdieselben nach eigenem Belieben weniger geben. Will mich dankbarlich damit begnügen lassen und verbleibe mit meinem Gruß sein

dienstwilliger und geneigter Diener

Rembrandt.

Dabei findet sich noch folgendes P. S: „Was ich an Rahmen und Kiste vorgeschossen habe, beträgt 44 Gulden in allem.“ — Dieser Brief ist von hohem Interesse. Obwohl der Maler den Preis für seine Werke selbst ansetzt und dafür von der Freigebigkeit des Fürsten, der sie bei ihm bestellt hatte, eine ansehnliche Belohnung hofft, so setzt er doch augenblicklich hinzu, so seiner Hoheit jedoch bedünken möchte, daß sie nicht so viel werth seien, so möge Hochdieselbe weniger geben, er verläßt sich dabei ganz auf die „Einsicht und Discretion“ des Bestellers, ja, als ob es nicht genug wäre, sich ganz in das beliebige Ermessen seines Gönners zu schicken, setzt er noch hinzu: er wolle sich „dankbarlich begnügen lassen.“ Der Entscheid fiel wahrscheinlich anders aus, als der Maler erwartet hatte, die Bilder wurden im Preis herabgesetzt und obendrein nicht bezahlt.

Ein halb Jahr darauf rührt sich Rembrandt wieder und bittet, daß seine wohlverdiente Forderung ins Reine gebracht werde, wahrscheinlich wieder vergebens; erst am 17. Februar 1639 erfolgte die Resolution, dem Maler Rembrandt für seine „Grablegung“ und „Auferstehung Christi“ zusammen 1244 Gulden auszuzahlen. — Der Maler hatte jedes Bild auf 1000 Gulden geschätzt und sich auf die „Dis-

cretion und Einsicht" des Prinzen verlassen, der aber für jedes Bild nur 600 Gulden berechnete; in der Hauptsumme finden wir dann die 44 Gulden eingeschlossen, die Rembrandt für Rahmen und Kiste ausgelegt zu haben nachschriftlich meldet. Er hatte also um 800 Gulden weniger erhalten, als seine Erwartung war. Ein heutiger Künstler hätte feuerspeiend und fluchend den Prinzen seiner souveränsten Verachtung versichert und wäre seiner Wege weiter gegangen, grollend im Herzen; — Rembrandt schickt dem Prinzen bald darauf zwei neue Bilder und erwartet dießmal gar keine andere Bezahlung, als welche Seine Hoheit ihm aussetze.*)

So aber handelt kein Geizhals und Geldmacher, sondern nur ein offener und nobler Charakter, der, obwohl seines Werthes bewußt, doch das Urtheil Anderer hört und berücksichtigt.

Aber, werden die Leser fragen, die bisher so gütig waren, unseren Excursen zu folgen — wenn Rembrandt so nobel war, wie vertragen sich dann seine Bilder mit seinem Charakter? Hat er nicht wie ein Ignorant und Tölpel gegen alle Kunstregeln sich vergangen? Hat er nicht die heiligen Personen wie Schacherjuden oder Zigeuner costümirt? hat er nicht die biblischen Vorgänge wie Scenen aus Schusterbuden und Wirthshäusern behandelt und die Mythologie ebenso? war er nicht in unverzeihlicher Weise gleichgültig gegen Alles, was man Ideal, Styl oder Costüm heißt? — Wir haben diese Fragen und Einwürfe erwartet und sind darauf längst vorbereitet. Vielleicht gelingt es uns, auch darüber ins Reine zu kommen. Vorerst noch ein wenig Geduld!

Rembrandt war ein Kind seiner Zeit und stand ebenso **in** derselben, wie ehedem die guten Kölner und Meister der niederrheinischen Schule und — wie auch wir heutzutage nicht darüber hinauskönnen. Jedes Jahrhundert hat sich das Christenthum in seiner Weise zurecht gelegt und vor das Auge geführt. Hätten wir sächsische Bilder aus dem neunten Jahrhundert, so könnten sie auch nicht anders aussehen als wie die Apostel im „Heljand" geschildert werden, die Maler hätten eben so gut Pferdehirten und schwertschnelle Recken gemalt. Das feinere XV. Jahrhundert, welches noch an den Traditionen des höfischen Lebens zehrte, hatte die biblischen Historien in dem Costüme dargestellt, welches die Maler selbst vor Augen hatten; der salomonische Tempel ist ihnen ein romanischer oder gothischer Dom, die Bundeslade mit den Mosestafeln ein spitzbogiger Altar, die hl. drei Könige kommen im Costüme reicher Kaufherren und Patrizier

*) Rembrandt hat für den Prinzen von Oranien, wie es scheint, im Ganzen 6 biblische Bilder gemalt; sie kamen nach dessen Tode in den Besitz einer seiner Töchter und dadurch an andere Fürstenhäuser, im vorigen Jahrhundert waren sie in Düsseldorf und jetzt sind sie in der Münchener Pinakothek. Da Alles aus dem Hause Oranien verkauft wurde, so kamen Rembrandt's Briefe mit anderen Dingen nach England.

herbei, sie tragen goldbrokatene Röckelein, mit Perlen und Edelsteinen benäht, getheilte Watt und spitzige Schnabelschuhe, Jerusalem gleicht auf's Haar einer deutschen Stadt an den Ufern des Rheines, Burgen stehen auf den Bergen, die Madonnen und Heiligen sind schöne Mädchen und Frauen aus Köln und Brügge, goldhaarig und blauäugig, wie man sie damals sah, die Gesichtszüge der Glaubensboten sind heute noch in vielen Männerköpfen typisch zu finden. Das Leben aber hatte sich in den Stürmen des XVI. und XVII. Jahrhunderts nicht verfeinert — so malte denn auch Rembrandt das, was er vor Augen hatte und täglich sah, mit derselben Treue wie seine gefeierten Vorgänger, mit derselben Treue wie Paolo Veronese seine Venezianer! Wie den früheren mittelalterlichen Künstlern der ganze Orient nur einen Rock zu haben schien, so hatte für Rembrandt die ganze biblische Welt nur ein Gewand; wo es sich um biblische Personen handelte, schwebten ihm immer die mit langen Talaren und Rockeloren bekleideten Juden seiner Zeit und seines Landes vor, selbst wenn von Abraham und Jakob die Rede war. Er, der nie über die engen Grenzen seiner Heimath hinauskam, brauchte kein höheres Ideal. Was Großes und Schönes ehedem und zu seiner Zeit erstanden war, das kannte er und sammelte auf, er zeichnete sogar nach der Antike und ließ für sich und zu seines Herzens innerster Erheiterung mit enormen Kosten Gypsabgüsse der edelsten Antiken aus Italien kommen; hätte er aber nur einmal versucht, darnach zu schaffen, wer von seinen Landesgenossen hätte ihn verstanden, gewürdigt, oder gar ein solches Bild gekauft? Rembrandt meinte es mit dieser Auffassung biblischer Personen ganz ernsthaft und ehrlich und glaubte in der Anschauung der holländischen Hebräer wirklich einen neuen Hebel zur naturwahren Darstellung der alttestamentarischen Historien gefunden zu haben. Sind wir, trotz der kosmopolitischen Effecthascherei mit Arabern und Beduinen, um einen Schritt der objectiven Wahrheit näher gerückt? Die Hand auf's Herz! Unsere Apostel und unsere Madonnen, unsere Heiligen und unsere Martyrer sind immer noch deutsche Typen und in ihrer Art gerade so ächt und wahr, wie — die Rembrandt'schen Juden. Amsterdam war zu Rembrandt's Zeiten die Königin der Meere geworden, ein nordisches Venedig; in dem Stadttheile, in welchem der Maler wohnte, in dem sogenannten Judenviertel, sah er täglich Rabbiner, Polen, Spanier und Portugiesen in vielfarbiger Mannigfaltigkeit schöner und kostbarer Trachten vorüberziehen, welche ihm das Costüm zu seinen Bildern so zu sagen aufdrangen. Die Kriegs- und Kauffartheiflotten brachten aus Java, Japan und China Kunst- und Luxussachen dieser Länder nach Amsterdam, wo reiche Patrizier und Handelsleute ihre Wohnungen mit ausländischen

Seltenheiten und Kostbarkeiten schmückten. Rembrandt hatte ja auch Allerlei davon aufgespeichert und verarbeitete davon in seine Bilder mit dem Bestreben, der geschichtlichen Wahrheit näher zu kommen und (wie wir jetzt sagen) mehr Localfarbe anzubringen.

Den Gegensatz zu dieser Realistik bildete er durch sein geistvolles, glühendes Colorit, durch seine unübertrefflichen Farbenspiele und Abstufungen der Töne, oder durch die schneidensten, aber auch brillantesten Effecte. Zugleich bewies er eine Bibelfestigkeit, die unseren modernen Künstlern noch immer wünschenswerth sein dürfte. Obschon Rembrandt nie für Kirchen malte, sondern für den Privatbesitz, so ist doch seine Treue hierin anerkennenswerth. Immer packt er seinen Stoff, führt den Beschauer „in medias res“ und führt diese immer mit einer Originalität vor, die trotz der entschieden volksthümlichen, ächt holländischen Auffassung alle Vorgänger überbietet. Eine Probe soll das Gesagte noch schließlich erörtern.

Die Parabel vom barmherzigen Samariter wurde früher von allen Meistern immer gleich dargestellt, alle wählten den Augenblick, wo der Samariter zu dem halbtodt am Wege liegenden Beraubten hingeht und ihm die Wunden verbindet. Rembrandt mit seiner Vorliebe für das Genre (und ein solcher Stoff ist ja diese Parabel ihrer ganzen Natur nach) hat den Samariter vorgeführt, wie er mit dem Verwundeten vor der Herberge ankömmt; er hat also, wie immer und überall in seinen Bildern, so recht in die volle Mitte der Geschichte hineingegriffen. Wir übersehen den ganzen Verlauf des Werkes der Barmherzigkeit von Anfang bis zu Ende. Es ist ein seltenes Glück und immer ein Zeichen ungewöhnlichen Talentes, wenn man aus einer Handlung einen Moment zu wählen hat und die Wahl so trifft, daß man den Beschauer hineinversetzt in das, was vorgeht, und dabei an das, was vorhergegangen, erinnert und das, was nachfolgen wird, voraussehen läßt, wie hier bei Rembrandt der Fall ist. Der barmherzige Samariter steht vor der Hausthüre und sieht sich um nach dem Verwundeten, der eben vom Pferde heruntergehoben wurde: er hat die Börse in der Hand und braucht nicht zu sprechen; wer ihn sieht, weiß, daß er Alles bezahlt. Der Knabe, der die Füße des Verwundeten hält, wendet bestürzt über den blutigen Mann, wie er nie einen gesehen, das Gesicht weg; der Stallknecht hingegen schaut den Halbtodtgeschlagenen mitleidig an und hält ihm vorsichtig den Kopf gerade; er ist in Hemdärmeln und herunterhängenden Strümpfen herbeigelaufen und denkt an nichts, als an den Unglücklichen, den er trägt. Das Pferd, welches den Verwundeten gebracht hat, bückt sich so gelassen und gutwillig nieder auf die Erde, daß es beinahe aussieht, als hätte es ein Bewußtsein von dem Dienst, den es geleistet und von dem Antheil, den ihm

sein Herr bei der guten That aufgebürdet. Hinter dem Pferde richtet sich ein Knabe auf den Zehenspitzen in die Höhe, um besser zu sehen, was vorgeht und wie der Kranke weggetragen wird, der seinen verbundenen Kopf in den Pelzüberrock des Samariters eingewickelt hat und welchem die zugleich schmerzlichen und dankbaren Empfindungen anzusehen sind. Der Ausdruck in den Köpfen und Geberden ist vollkommen sprechend und auch der Zug sehr treffend, daß bei der Ankunft des Fremden einige Leute im Gasthof ihre Köpfe neugierig zum Fenster hinausstrecken; sie bleiben aber im Schatten und Zwielicht, wie die Wirthin, die bloß in der Thüre sichtbar wird, um die Gastlichkeit des Hauses zu verbürgen. Auch die Pferde, die in wollene Decken eingehüllt sind, bezeugen hinlänglich, daß selbst das Vieh in diesem Hause gut gehalten wird. Ihr Tagewerk ist vollbracht und sie kommen eben vom Felde zurück, denn es fängt an zu dämmern und eine warme Abendglut leuchtet vom Himmel. Das Colorit ist im Gesamtton wie gewöhnlich etwas braun, aber für die Kraft, Harmonie und Durchsichtigkeit der Localtöne eben so bewunderungswürdig als die Composition. Alle Personen, die an dem Auftritte Theil nehmen, sind sich dessen nicht bewußt, aber der große Künstler vereinigt alle Umstände, die ihn unvergeßlich machen; er hat gerade den Moment erfaßt, wo alle Mitspielenden sich am schönsten, am interessantesten darstellen, weil sie sich selbst vergessen und in die Scene hineingerissen sind. Dieses Werk ist (wie Koloff, dem wir diese schöne Schilderung danken, mit Recht sagt) keine Rhapsodie, sondern ein vollständiges Formular der barmherzigen That des Samariters, da es sowohl die unmittelbare Wirkung für den Verwundeten, als den mittelbaren Einfluß auf alle Betheiligten ausdrückt. Wir haben hier die genaueste, richtigste, deutlichste und lebendigste Einsicht guter Handlungen, gleichsam eine Schule der Nächstenliebe.

Bei Rembrandt ist alles holländische Prosa, er übersetzt und versetzt die Wunder des Orient in seine Heimath, macht sie seinen Landsleuten mundgerecht und begreiflich, und wurde gerade deßhalb so populär und uns lieb, weil er das ganz ist, was er sein will. Er steht mit seinen Leistungen nicht auf der Stufe des Epos, noch auf dem Cothurn der Tragödie, aber das bürgerliche Drama und die Volksgeschichten hat er geliefert und zwar ganz im Sinne eines großen Prosaikers. Er sucht keine Hoheit der Charaktere, er hascht nach keiner Idealität, aber er hat Tiefe und Wärme des Gefühls, dazu Wahrheit und Naivität des Ausdrucks, die gleichfalls Hauptbedingungen der Kunst sind, an und für sich allein aber den höchsten und letzten Anforderungen, die wir an ein ewiges Kunstwerk zu machen pflegen, freilich nicht zu genügen im Stande sind.

Maria Ward.

(1585 — 1645.)

Jede große Wahrheit wird nur durch Opfer errungen; jedes edle Unternehmen wird nur mit Mühen erreicht und fruchtbar und bleibend gemacht. Glücklich aber der Mensch, der für eine höhere Idee durch Prüfungen bewährt wird, denn er macht sich dadurch unseres Heilandes werth und ist selig zu preisen, daß er gewürdiget worden an seiner Leidensgeschichte Theil zu nehmen — freilich nur in so weit, als es ein Mensch vermag.

Die Geschicke oder besser gesagt, die Lebensfügungen dieser Frau, sind ein neuer Beleg für die obengenannte Thatsache. Ihr Wirken ist auch ein Beispiel dafür, was eine heroische Seele zu leisten vermag, wenn sie auch dem schwachen Geschlechte angehört, welches aber oftmals doch das stärkere ist.

Maria Ward (geboren den 25. Januar 1585) stammte aus einer altadeligen englischen Familie; ihr Vater war Marmaduk Ward, Herr von Gindal, Alt- und Neu-Mollwith und Neuby; ihre Mutter war eine edelgeborne Ursula Wrigt. Kaum erwachsen und ihrem hohen Stande gemäß fein erzogen und vielseitig gebildet, warben bereits viele Freier um ihre Hand. Damals herrschte die Königin Elisabeth, jenes stolze hochmüthige Weib, welche die katholische Kirche zu vernichten und aus England vertreiben zu können wähnte. Täglich gab es Scenen der schreiendsten Gewalt und des offenkundigsten Unrechts. Aufgewachsen unter solchen Eindrücken und erwärmt von dem ächt katholischen Leben ihrer Eltern, vergaß sie völlig ihrer eigenen Person. Wer konnte in den Zeiten des allgemeinen Unglückes, welches die Kirche getroffen hatte, noch an ein eigenes stilles Glück glauben. Wer aber konnte noch den Muth haben, dem wachsenden Verderben zu steuern und sich demselben in den Weg zu werfen, ohne hinausgeschleudert und machtlos zermalmt zu werden. Und doch, dieses schwache Kind fühlte sich dazu berufen. Nur von einer neuen Generation, die im alten Glauben thatkräftig aufgewachsen, war eine Wendung der Dinge zum Besseren zu hoffen. Sie beschloß, auf die Erziehung der Jugend zu wirken. Wie? das wußte sie vielleicht selbst noch nicht völlig klar. Aber wer Muth hat, der prüfe sich und gehe mit seiner Kraft zu Rathe. Also begab sie sich im Jahre 1606 mit dem Willen ihres Vaters und in Begleitung der Frau Katharina Bentley von London über den Kanal nach der im damals spanischen Niederland gelegenen Stadt

Saint-Omer (wo sich auch ein aus englischen Mitgliedern bestehendes Jesuiten-Collegium befand), um in das daselbst befindliche Clarissen-Kloster zu treten. Nachdem sie hier die erste Waffenwacht des Klosterlebens bestanden und sich geübt und geschult hatte in der schweren Verläugnung des Willens, fühlte sie sich stark genug, ohne Gefahr der Ueberhebung, ihren Willen auf ein neues praktisches Wirken zu übertragen. Dann ließ sie ein ganz neues Clarissen-Kloster für sich und ihre Genossen errichten, das sie aber, als es erbaut war, nicht wirklich bezog, denn die vielleicht noch nicht völlig ausgebildete Idee der ihr zuständigen Thätigkeit drängte sie weiter. Sie bedarf gleichgesinnter Hülfe und Unterstützung und deßhalb geht sie nochmals (Ostern 1609) in ihr Vaterland zurück, um den Kern aus den Töchtern des Landes auszuheben. Die Wahl, welche sie traf, zeigt ebenso für die Energie ihres Willens, als auch für die Macht ihrer persönlichen Erscheinung, denn aus den Ständen des Adels, aus den besten altkatholischen Familien weiß sie ihre Bundesgenossen zu werben.

Diese gleichgesinnten und gleichopferwilligen Freundinnen, die sie in kurzer Zeit erbeutete und mit denen sie noch im Laufe desselben Jahres nach St.-Omer zurückkehrte, waren: Maria Points von fürstlicher Abkunft und mit dem königlichen Hause verwandt, da ihr Urahnherr des Königs Heinrich VII. Stiefvater gewesen war, — die Gräfin Winifrida Wigmor, welche die Maria Ward in der Folge als unzertrennliche Gefährtin beinahe auf allen ihren Reisen begleitete, — die Gräfin Susanna Rookwod, — Barbara Babtorpe, mit der Stifterin verwandt, — Johanna Braun, ebenfalls von adelicher Abkunft, — Katharina Smith von gräflichem Stamme, und Barbara Ward, eine Schwester der Maria Ward, welche mit der Mutter selbst aus England nachfolgten. Alle diese Fräulein standen noch im ersten Frühlinge des Lebens, die älteste von ihnen hatte kaum das fünfundzwanzigste Jahr erreicht.

Hier nun, zu St. Omer etablirten sie ein Haus, um ein auferbauliches und vorzüglich der Erziehung und dem Unterricht der weiblichen Jugend gewidmetes Leben zu führen; in der Tracht trugen sie sich wie die damalige adelige Sitte bei halber Trauer es erheischte; die Regeln der Gesellschaft Jesu dienten ihnen, soweit sie dem weiblichen Geschlechte angepaßt werden konnten, zur Benützung.

Würde nun die edle Frau sich auf dieses einzelne Institut und dessen Leitung beschränkt haben, so würde sie einem ruhigen und segensvollem Leben entgegen gewandelt sein; aber ihr immer mehr sich erweiternder Eifer riß sie fort, in die Welt, zur weitern Ausbreitung ihrer Anstalt. So gründete sie in kurzer Zeit ähnliche Erziehungshäuser zu Lüttich, Köln und Trier (1617--21),

nachdem sie bereits früher schon zu London (1615) bemüht gewesen war, ein solches Haus aufzurichten. Es geschah mit dem hohen Consens und Beifall von geistlichen und weltlichen Fürsten. Doch fehlte es auch nicht an warnenden Stimmen, unter denen z. B. der damals in ihre Nähe gekommene berühmte Carmelitenprediger Dominicus a Jesu Maria sich befand. Maria Ward wanderte noch im Herbste 1621 mit wenigen Begleiterinnen als Pilgerin zu Fuß nach Rom, um dort die päbstliche Bestättigung ihrer Stiftungen zu erholen und errichtete auch sogleich daselbst Institutshäuser und Schulen; ebenso zu Neapel und Perugia und zwar unter der stillschweigenden Nachsicht des Pabstes Urban VIII. In Italien tauchten aber alsbald verschiedene Widersacher auf, so kam es, daß sie noch keine förmliche Approbation erlangen konnte. Endlich reiste sie im November 1626 ohne diese, über Florenz und Mailand, wo sie sehr ehrenvolle Aufnahme fand, nach Deutschland ab, um ihre Institute in den Niederlanden zu besuchen. Aber es ging anders. Sie wurde zu München, wo sie auf ihrer Reise nur mit einem Priester, einem Edelmann, zwei Fräulein, einer Laienschwester und der in Tyrol zu sich genommenen Maria Grünwald eintraf, freundlichst eingeladen, daselbst ein Institut zu errichten. Bald fand sie sich veranlaßt, wegen gleicher Einladung und zu gleichem Zwecke auch nach Wien und Preßburg abzugehen. Als sie aber wieder nach München zurückkam, standen ihre Angelegenheiten in Italien so schlimm, daß sie sich bemüßigt fand, alsobald selbst dahin aufzubrechen. Sie reiste also Anfangs 1629 wieder nach Rom, wo sie vor dem Pabst und den Cardinälen unerschrocken auftrat, jedoch ohne eine Entscheidung herbeiführen zu können, weßhalb sie wieder nach München zurückkehrte. Alsbald aber folgte, anstatt einer Confirmation ihrer Institute, eine päpstliche Unterdrückungsbulle (13. Januar 1630), Maria Ward sollte, als der Ketzerei dringend verdächtig, gefangen genommen werden. Der fromme Churfürst Maximilian glaubte kaum seinen Augen trauen zu können; schon früher hatte man die „englischen Fräulein“ bei ihm überschrieben und vergeblich anzuschwärzen gesucht. Also wendete er sich augenblicklich an den römischen Hof, mit der dringenden Bitte, die „englischen Fräulein“ vorerst noch belassen zu wollen. Unterdessen aber, daran war nichts zu ändern, konnte die Gefangennehmung der Frl. Maria Ward selbst für den Augenblick doch nicht verhütet werden und somit erfolgte, daß der Dechant von Unserer Lieben Frau Stift, Dr. Golla mit Namen, als päbstlicher Commissarius dieselbe als der Ketzerei verdächtig, am 7. Februar 1631 Abends in Begleitung zweier Chorherrn, vom Institutshause weg nach dem Kloster „am Anger“ abführte. Anfänglich waren

die guten Clarissen allda wirklich mit Abscheu und Schrecken erfüllt, eine solche Abtrünnige in ihren Klostermauern beherbergen zu müssen, bis sie das gottesfürchtige und christliche Betragen der Ward eines Bessern belehrte. Obwohl ihre Haft nur zwei Monate währte, da sie auf ein päbstliches Breve vom 15. April 1631 wieder freigelassen wurde, so läßt sich doch leicht begreifen, welchen Schmerz diese schmähliche Behandlung der edlen, gefühlvollen Frau machen mochte. Und nun mußte sie wieder nach Rom, um sich dort zu vertheidigen. Obgleich ihr dieses vollständig gelang, so wurde sie doch noch lange Zeit im päpstlichen Gebiete verhalten und veranlaßt, mehrere ihrer Fräulein aus Deutschland dahin zu laden. Das dauerte bis zum 10. September 1637, um welche Zeit sie vom Pabst Urban VIII. mit ehrenvollen Zeugnissen und Empfehlungen, aber ohne förmliche Confirmation ihrer Institute entlassen wurde.

Nun wollte die hochwürdige Frau über Frankreich nach England reisen, wo sie aber erst im März 1639 ankam, da sie sich wegen Erkrankung längere Zeit, als sie beabsichtiget hatte, in Frankreich und den Niederlanden aufhalten mußte, obwohl sie diese Zeit sehr gut für ihre Zwecke anzuwenden wußte, indem sie in Paris es dahin brachte, daß auch daselbst ein englisches Fräulein-Institut errichtet wurde, und in Niederdeutschland die (wegen derselben angeregten Unterdrückungsbulle verfallenen) Institute zu Köln und Bonn durch den Beistand des dortigen Churfürsten wieder herstellte. Dann verweilte sie einige Zeit zu London und in York (welches während der Aufstände wider den unglücklichen König Karl I. belagert wurde) und in der Grafschaft York, sie errichtete noch zu Herwarth ein Institutshaus und gab endlich am 30. Januar 1645 ihren hohen Geist auf, nachdem sie bis zu ihrem Ende mit bewunderungswerther Beharrlichkeit in ihrem klar erkannten Berufe sich bethätigt hatte. Sie starb in voller christlicher Vorbereitung und Ergebung, umringt und bedauert von allen ihren Fräulein.

Maria wird geschildert als eine Dame von angenehmer Gesichtsbildung und anmuthigen Körperformen, aber auch von zarter Natur, die mit ihren vielen beschwerlichen Reisen und dem verschiedenen Wechsel des Klima im Gegensatze stand. Daher kam es auch, daß sie allenthalben, wo sie nur einige Zeit verweilte, von Krankheiten ergriffen wurde; oftmalige Fieber, Gicht-Anfälle, Erstarrung der Glieder u. s. w. zwangen sie vielmal Bäder zu gebrauchen oder auf dem Krankenlager zu schmachten. Aber ihr Geist erhob sich stets über alle diese körperlichen Leiden, sie vermochten ihre Thätigkeit nicht zu unterdrücken oder die Fortsetzung ihrer Arbeiten und ihrer nöthigen Correspondenzen mit den vielen von ihr errichteten und unter ihrer obersten Leitung genommenen Instituten zu hemmen.

Weit größer aber als diese physischen Schmerzen waren ihre geistigen Leiden, welche die hohe Frau unmittelbar wegen der eifrigen Verfolgung ihres gewählten Berufes trafen. Sie, die allein nach dem Willen Gottes zu handeln glaubte, sah ihr ehrliches Streben überall immer wieder verkannt. Daß sie in England von der durch König Heinrich VIII. errichteten Episcopalkirche und der das königliche Subprimat beschworenen Geistlichkeit befeindet und gleich einer Hochverrätherin zum Tode verurtheilt wurde, konnte ihr nicht unerwartet sein, obwohl immerhin höchst empfindlich, da sie dadurch aus der eigenen Heimath verbannt war; daß aber ihr eifrigstes Streben, nur der Kirche zu dienen, in Italien so verkannt wurde, daß man ihre Institute sogar mit einer päbstlichen Bulle zu unterdrücken suchte und sie selbst persönlich der Ketzerei anklagte und gefangen nahm: eine solche Behandlung mußte ihr die tiefste Wunde schlagen. Indessen wußte sie, daß diese Verfolgungen nicht vom römischen Hofe ausgingen, sondern die Folge einzelner, einflußreicher Widersacher waren. Vielleicht kam auch die Eifersucht einiger anderer Orden mit in das Spiel.

Die einzig auf die weibliche Erziehung angelegten Schöpfungen der Maria Ward waren eine großes Aufsehen machende Neuerung; sie erfolgten zu einer Zeit, in welcher nach dem Consilium tridentinum mit Stiftung weiterer Klöster und Orden eingehalten werden sollte. Es konnte also an Widersachern gegen die neuen Einrichtungen, wie dieses oft bei den gemeinnützigsten Unternehmungen der Fall ist, nicht fehlen. Solche Widersacher und Eiferer mochten am römischen Hofe und bei dem hl. Officium daselbst gegen die besagten Institute und ihre Stifterin aufgetreten sein und dieselben auf eine gehässige Weise dargestellt haben, indem sie nicht ihre Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit für die Jugend anregten, wohl aber den Mangel einer Clausur in denselben und einer Unterordnung unter entsprechende Klöster männlicher Orden bemerkbar machten, und hieraus in böswilliger Weise eine Ungebundenheit des Wandels in solchen Instituten zu folgern suchten und namentlich auch die Leitung *aller* dieser Anstalten unter *einer* Oberin als unziemlich für eine Dame darstellten.

Nun hat jeder Orden, nach dem individuellen Geiste seines Stifters und seiner speciefischen Aufgabe, eine andere Regel und andere Statuten. Die practische Maria Ward sah, daß ihren Fräuleins ein bloß beschauliches und allein in sich gekehrtes Leben nicht angemessen sei, weil sie die Kinder nicht für das Kloster, sondern gerade *für die Welt und das Leben in derselben*, bilden, stärken und erziehen wollte. Gerade deßhalb aber konnte sie auf keine Clausur eingehen, weil der Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend vielfachen Verkehr mit den Eltern und Verwandten derselben

veranlaßte, die Vermehrung der Institute aber ihre Verbindung und gemeinsame Leitung nöthig machte. Deßhalb beschränkte sie sich auf die drei herkömmlichen einfachen Gelübde, auf die Leitung der Beichtväter in geistlichen Sachen und auf eine geringere Anzahl von geistlichen Uebungen und Exercitien. Alle unnöthige Andacht und das Verlorensein in ein sogenanntes bloß beschauliches Leben war ihrer energischen Thätigkeit entgegen, deßhalb äußerte sie einst zu einem Fräulein, welches nur in sich gekehrt und verschlossen war, folgende goldene Worte:

„Ich finde Euch gleichsam ganz in den Himmel erhoben, Euer Haupt und Euere Augen sind verdreht, nicht anders, als wolltet Ihr Alles mit Euch in den Himmel hinaufziehen; wäre es aber nicht besser, wenn Ihr die himmlischen Dinge mit Euch herabziehen würdet, damit wir derselben mit Euch auch genießen und theilhaftig werden könnten? Es ist eben, als wenn Ihr in Eurem Kämmerlein da oben ein gar schönes Edelgestein hättet und immer hinauf ginget, selbes zu besehen. Allein besser wäre, wenn Ihr dasselbe herabbringen würdet, damit Euere Schwestern auch eine Freude daran haben könnten.“ —

In der Folge ergab sich doch die Nothwendigkeit, daß diese Institute mehr in ein klösterliches Geleise kommen mußten, sollte der Geist der Stifterin gewahrt bleiben; sie machten in der Folge noch mehrere Wandlungen durch, deß ungeachtet muß anerkannt werden, daß die Wirksamkeit dieser Anstalten heute noch eine ganz außerordentliche und segensreiche ist.

Indessen wir zu unserer Stifterin zurückkehren, dürfen wir nicht schließen, ohne die schöne Anerkennung zu berühren, welche ihr noch in Rom zu Theil geworden war. In Folge der vielfachen Klagen und wohlberechneten, sinnlosen Zwischenreden konnte der römische Hof wohl längere Zeit unschlüssig werden, als aber Pabst Urban VIII. die Maria Ward persönlich und längere Zeit hindurch in Rom kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, gab er ihr bei ihrem Abschied unaufgefordert das Zeugniß, daß er sie hochschätze als eine Frau von großem Verstande, von edlem Herzen und hohem Geiste und was über Alles geht, als eine heilige und große Dienerin des Herrn. —

Möge ihr practischer Geist immerdar in ihren Stiftungen walten!

Vgl. die schöne und erschöpfende Darstellung Buchinger's im Oberb. Archive. 1857. XVII. B. S. 115—173.

Ein getreuer Hirte.

(Johannes Nas.)

(1534 — 1590.)

Das vielbewegte Leben dieses Mannes, der zur Zeit der Reformation eine nicht unerhebliche Rolle in Bayern und in Tyrol spielte, hat erst in neuester Zeit eine eingehende Darstellung gefunden. Gervinus hatte ihn nur oberflächlich und nicht glimpflich behandelt, Gödeke in seinem „Grundriß“ verzeichnete eine größere Anzahl der von Nas verfaßten Schriften, aber erst P. J. Schöpf hat den alten, glaubenseifrigen Polemiker zu Ehren gebracht, und sein Wirken einer liebevoll geführten und höchst fleißigen Untersuchung unterzogen und ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller seiner Schriften zusammengestellt.

Johannes Nas wurde zu Eltmann „am Mayn, zwu mayl vnder Bamberg“ am 19. März 1534 „von frummen erbarn Eltern“ geboren, erhielt im elterlichen Hause, wo der Vater nur zu frühe verstarb, eine christliche Erziehung, und lernte bei „einem frummen alten Schulmeister“ den Katechismus. Als zwölfjähriger Knabe kam er nach Bamberg, um das Schneiderhandwerk zu erlernen. Nach vollendeter Lehrzeit ging er auf die Wanderschaft, und verdiente sich in Regensburg, München und Augsburg mit seiner Profession sein Brod. In Nürnberg, wo er bei Meister Thomas Hauser in den Jahren 1549 und 1550 arbeitete, kam er fleißig mit den Reformatoren zusammen, schlug sich mit Begeisterung auf ihre Seite und war so eifrig der Neuerung zugethan, daß er, wie er selbst erzählt, „manchen Sonntag vier gantzer Predigten“ hörte. Als er darauf zu München im Jahre 1551 zufälliger Weise das Büchlein „von der Nachfolge Christi“ in die Hände bekam, wendete er sich wieder der alten Kirche zu, kehrte der Welt den Rücken und trat in den armen Orden der Barfüßer.

Das Franziskanerkloster in München besaß damals eine Anzahl ausgezeichneter Mitglieder, in denen der Geist des größten deutschen Predigers, des Bruders Berthold von Regensburg († 1272) und des gelehrten Schatzger*) noch fortzuleben schien. Der Umgang mit Männern, die wie Wolfgang Schmitkofer, J. Fr. Kemminger,

*) Vormals Provincial der Straßburger Ordensprovinz und Guardian in München, † 1527.

Joh. Winzler und Kaspar Koller, für die Erhaltung des katholischen Glaubens in Bayern so thätig waren, brachte den letzten Zweifel aus der Brust des achtzehnjährigen Jünglings, der durch Heinrich Roch (Oberer der Straßburger Provinz, zu welcher auch München gehörte) endlich in den Orden aufgenommen wurde. Er hielt sich wacker als Novize, so daß er am 5. August 1553 zur Ablegung der Profeß zugelassen wurde. Inzwischen übte er auch im Kloster sein früheres Handwerk und leistete damit seine bescheidenen Dienste — ein Umstand, der später seinen heftigen Gegnern wohlfeilen Anlaß zu allerlei Spöttereien gewährte. Doch schämte er sich niemals seines früheren Gewerkes, ebenso wenig wie jener arme Wagnersohn und Mainzerbischof, und nahm später seine Scheere kurzweg in sein bischöfliches Wappen auf.

Indessen erwachte über der Handarbeit der Drang zur Bildung; mit heißhungrigem Eifer nahm er die lateinische Sprache auf, und studirte stundenlang, stehend und knieend, selbst in der Nacht, wenn Alles im Kloster schlief, vor der im Dormitorium bei dem Muttergottesbilde brennenden Lampe seine Classiker, die ihm schon 1557 zur Aufnahme in die Zahl der Cleriker verhalfen. Nachdem er darauf noch an der Ingolstädter Hochschule, dem bekannten Bollwerke gegen die Reformation, seine theologische Bildung vollendet hatte, wurde er zum Conventsprediger in Ingolstadt ernannt. Eifrig setzte er seine Studien fort, eroberte sich die griechische und hebräische Sprache, disputirte in ritterlicher Streitbegier und gewann durch seine Redekunst alle Herzen, so daß er bald als ein Liebling des Volkes erschien. Trotz der äußerlich rohen Form seiner Sprache unterschied er sich doch, wie seine Predigtbücher beweisen, vortheilhaft von dem späteren Abraham a Santa Clara. Selbst wenn er dem Spotte oder Witze seinen Lauf ließ, verfiel er doch nie ins Gemeine, und wußte selbst in Momenten der tiefsten Entrüstung, die Würde zu wahren und mit übersichtlicher Klarheit seine zeitgemäßen Themen zu entwickeln. Sein Einfluß war so bedeutend, daß, als er im Advent 1563 zu Ingolstadt predigte, der hohe Senat sich alsbald bewogen fand, die gerügten Mißstände abzuschaffen. Dann wanderte er wieder im demüthigen Gehorsam mit dem Bettelsacke auf den Schultern im Lande herum, leibliche Speise um geistige Nahrung eintauschend und den Armen das Evangelium verkündend. Seine Rücksichtslosigkeit im Predigen und Schreiben zog ihm bald den Haß der Reformatoren zu, und da er eine tüchtige Kraft war, so suchte die gegentheilige Partei den eifrigen Katholiken für sich zu gewinnen und zu „bekehren". Ein hoher Herr rieth ihm, seine „Kutten an einen Zaun zu hencken", bot ihm auch ein reichliches Auskommen; da aber solche Lockspeise nicht verfing, suchte

man ihn zu verdächtigen und zu verklagen, und selbst ein Mordanfall wurde auf ihn bei Regensburg gemacht, der aber das Leben eines anderen Bruders endete, indem die Mörder sich in der Person irrten. Nur mit Mühe gelang es ihm ein ander Mal, dem Todesstoß zu entrinnen, den ein fanatischer Anhänger der neuen Lehre nach ihm führte. Die Neuerer waren ärgerlich, daß er ihnen so manches Schäflein entführte, und nicht nur Einzelne, sondern ganze Ortschaften seiner Kirche wieder gewann; so gelang es ihm, die Stadt Straubing, wo das Augsburger Bekenntniß schon festen Fuß gefaßt hatte, wieder dem Katholicismus zurückzuführen, was selbst P. Canisius, der bereits 1558 von Herzog Albrecht V. dahin abgesendet worden war, nicht vermocht hatte.*) Kein Wunder, daß er deßhalb bei den Bischöfen und bei dem Herzog so viel galt. Der Cardinal-Bischof Otto von Augsburg berief ihn 1567 zur Provincial-Synode nach Dillingen, wo er durch seine Vorträge den Beifall der versammelten Kirchenfürsten gewann. Bischof Friedrich von Würzburg lud ihn freundlich ein in sein Heimathland Franken, dann wirkte er in Ulm und in Bruck an der Ammer, und i. J. 1568 hielt er in München die Fastenpredigten, umlagert von unzähligen Zuhörern, darunter auch die „durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herzoge von Ober- und Niederbayern", welche mit Theilnahme seinen Erörterungen über die wahre Kirche und ihre Lehre von der Eucharistie folgten. Aber nicht im Predigen allein bestand seine Thätigkeit, er ertheilte Kindern und Erwachsenen catechetischen Unterricht, was ihn auch zur Herausgabe eines Catechismus und katholischen Handbüchleins veranlaßte; er besuchte die Sterbenden, war Tröster und Rathgeber von zahllosen Bedrängten, und verwaltete mit Eifer das Bußgericht.

Während seines Aufenthaltes in Bayern erschienen seine „Centurien", die er den Schmähschriften des Neuburger Predigers Rauscher und andern Producten bedeutender Reformatoren entgegensetzte, und die bald sechs anständige Bände füllten. Sie sind alle in Prosa geschrieben, bisweilen mit stacheligen Versen gespickt, und gewähren heute noch ein höchst lebendiges Bild des damaligen Treibens und einer Polemik, die mit den dicksten Knüppeln und Knitteln geführt wurde. Daß er jedoch auf einer höheren Stufe stand, als viele seiner Zeitgenossen in den beiderseitigen Lagern, bezeugt seine Satyre gegen die Astrologen, „Wetterschmecker und Sterngauchen", die er auf die muthwilligste Weise in seiner „practica practicarum" verspottete. So prophezeit er für den Monat Mai, daß die Bäume unter Laub stehen und die gebornen Doctoren fast

*) Oberb. Archiv. VII. 52.

läppisch seien und die alten Häute viel Gerbens bedürfen werden; wer sich an die alten Kessel reibt, wird sich „berämen“. Im Brachmonat wird der Schälke keiner fromm bleiben, alle Berge werden von Herrn Niemand umgestoßen werden, bei den Schlossern und Schmieden wird es viel „stählens“ geben, und die Hafner werden den „Bawren-Krüg“ machen. Im August wird es so heiß sein, daß ein schwarzer Krebs, wenn man ihn siedet, ganz roth wird, auch das Pulver wird vom kalten Stein und Eisen erzürnt werden, darob der Witz verbrennt, das Herz erschrickt, das Hirn erzittert, und manchem gar das Licht ausgeblasen wird u. s. w. Im Weinmonat wird's gut sein Narren fressen, da sie gemein und süß sind, aber lang im Kopf liegen; in Bayern werden ganze Wagen voll Raben wachsen, in Franken wird keine Fliege mehr sein, aber aus teigen Birnen werden sie böhmische Feigen machen. — „Acht Tage vor Weihnachten, heißt es dann später, fängt das folgende neue Jahr an, darin die gülden Zahl bei den Armen und Kleinen gering sein wird, die Steuer- und Zinszahl wird schwerlich zu bekommen sein, Aderlaßen und Schröpfen geht wohl hin, allein, daß solches nicht geschehe mit dem bloßen, langen Eisen, damit die Bauern einander um Faßnacht zur Ader lassen. Ellen, Maß und Gewicht werden diese Jahre oft Einem erfüllen das Gesicht, aber nicht das Herz; der Wein wird auf dem Schwarzwalde übel gerathen, im Böhmerwalde gar umfallen, aber anderswo wird er in guten geschlachten Weinländern ziemlich ansetzen, er wird viele Leute zornig, nicht wenige fröhlich stimmen, er wird viele Leute erniedern von Stühlen, Bänken und Stiegen, auch volle Köpfe und leere Taschen, böse Kleider und lichte Küchen und Häuser machen, sonderlich wenn die conjunctio tesserarum, der Würfeltanz, auch kömmt zur Schanz.“

Während seines Aufenthaltes in Bayern, der bis zum Jahre 1571 währte, erschienen noch mehrere Postillen und Predigtbücher. Im Jahre 1569 wurde Nas zum Guardian des Klosters in Ingolstadt ernannt, und gleich darauf zum Custos der Straßburger Ordensprovinz. Im Frühjahr 1571 reiste er nach Rom, um dem Ordenscapitel, welches daselbst im Kloster Aracöli während der Pfingstwoche gefeiert wurde, beizuwohnen. Hier mußte er öfters, und zwar in deutscher Sprache, predigen, und Cardinäle und andere Kirchenfürsten, selbst Papst Pius V. befanden sich unter seinen Zuhörern, welch' Letzterer ihn mit dem Titel „apostolischer Prediger“ beehrte. Auf der Rückreise wurde ihm zu Brixen die Domkanzel angetragen, ein bedeutendes Amt, welches er auch übernahm. Im Jahre 1572 wurde er zum Commissär der Ordensprovinzen von Straßburg, Oesterreich und Böhmen bestellt. In Innsbruck lernte ihn der

Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser, kennen, und in vertrautestem Umgange mit ihm drängte sich ihm immer mehr der Wunsch auf, den erfahrenen Mann sich als Rathgeber und der Stadt Innsbruck als Prediger zu gewinnen, und Nas übernahm zeitweise wirklich auch das Hofpredigeramt in Innsbruck. Oft aber zog er wieder auf's Land hinaus, um zu predigen, selbst bis nach Kärnthen (1576) führte ihn sein Beruf. Auch scheint er noch öfter nach Bayern gekommen zu sein; im Jahre 1576 war er zu Dillingen, wo auch der brave Pfarrer Walasser, ein sehr thätiger, jetzt leider vergessener Schriftsteller, lebte. Im Jahre 1577 wurde Nas durch den Cardinal Otto nach Augsburg berufen, um die Fastenpredigten zu halten; der Zulauf zu seinen Vorträgen war ein außerordentlicher; doch stellte man ihm auch hin und wieder nach dem Leben, und der einfache Franziskaner wurde auf offener Straße mit Steinen geworfen. Im Jahre 1578 predigte er wieder zu Augsburg, und wurde dann von Gregor XIII. zum Commissär über alle im Gebiete des Erzherzogs Ferdinand liegenden Klöster seines Ordens ernannt. Im Jahre 1580 erhielt er den Titel eines Suffragan von Brixen und Bischofs von Bellin. (Bellin war eine nun zerstörte Stadt in Palästina, von der die Weihbischöfe von Brixen seit dem Ende des XV. Jahrhunderts den Titel führten.) Nachdem er noch zweimal in Klosterangelegenheiten nach Rom gereist war, starb er am 16. Mai 1590 in seinem armen Kloster zu Brixen, das er auch als Weihbischof nicht verlassen hatte. Erzherzog Ferdinand ließ ihm durch den berühmten Bildhauer Collin ein ehrenvolles Gedächtniß setzen. Seine während des Aufenthaltes in Tyrol erschienenen Schriften hat Schöpf mit Inhaltsangabe bibliographisch genau verzeichnet und zugleich im Gesichtskreise der bezüglichen Litteratur seiner Gegner beleuchtet.

Nas gehörte unstreitig zu den bedeutendsten Gegnern der Reformatoren; wie sie, so gebrauchte er auch die deutsche Sprache, weil er für das Volk schrieb. Und er wußte sie zu gebrauchen: Gewandtheit des Ausdrucks, Kraft und Schärfe der Bezeichnung charakterisiren seine Schreibart. Dazu kommt eine ungemeine Popularität, die sich in scharfen Witzen, lebendigen Bildern, Sprichwörtern und Volksredensarten ausspricht; daß er rechtzeitig auch dem Grobianismus seiner Zeit Zutritt verstattet, ist von selbst verständlich. Er war ein Mann des Volkes, mit offenem klarem Blicke und mit sicherem Verständniß dessen, was Noth that. Nas war allerdings eine harte, eckige Natur, ein behauener Wegstein, der manchem gemüthlichem Lustwandler gar unbequem sein mußte, er ist oft, beinahe wie Paracelsus von sich sagte, rauh und wie unter den Tannenzapfen aufgewachsen, und seine Rede geht in Zwilch

und Trillich — aber fest und unerschütterlich an seiner Stelle beharrend, verfolgte er sein Ziel: den Triumph der Wahrheit und die Entlarvung der Lüge, mit einer thatkräftigen Consequenz, die uns selbst dann die hohe Achtung abnöthigt, wenn er entrüstet die unerbittliche Geißel des Spottes und Hohnes schwingt.

Vergl. Zingerle im Anzeiger des german. Museums 1859 S. 324 und die schöne Arbeit des P. J. B. Schöpf: Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof zu Brixen. Botzen 1860, bei J. Eberle, 77 S. gr. 8. mit dem Bildnisse und Facsimile des Nas. Ueber die Familie des Nas hat Dr. G. Schneider, kgl. Gerichtsarzt zu Eltmann, einige Bemerkungen im Archive des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Würzburg 1862. XVI. St. 1 Heft. S. 179—183 gegeben.

Martin Behaim,

der Seefahrer und Entdecker.

(1459 — 1506.)

Denselben Zauber, welchen die Geschicke des Robinson auf die Jugend üben — und wer von uns kann sich nicht mit Freuden jener Tage erinnern, wo wir das liebe Buch lasen und lasen und verschlangen? — mit demselben Zauber wirkt die Geschichte der großen Entdeckungen und vorerst jene Auffindung der „neuen Welt" auf das reifere Alter. Und es ist ja auch eine Zeit, von der man beinahe behaupten möchte, sie hätte nicht ihres Gleichen! Alles in Bewegung, Alles in Leben und Thätigkeit! Neue Stände haben sich gebildet, groß und mächtig sind die Städte geworden, überall großartiger Handel; neue Waffen sind erfunden, eine neue Kriegsführung ist zur Geltung gebracht, neue Erfindungen, wie die Buchdruckerkunst, tauchen siegreich auf; und wie das tausendjährige Gebäude des griechischen Reiches zusammenbricht, dämmert zugleich die alte classische Schönheit in traumhafter Prächtigkeit in's Abendland herüber. Selbst die Erde kommt zum vollen Bewußtsein und erkennt ihre wahre Gestalt, neue Sterne erscheinen darüber, und zum Schlusse zeigt sich eine neue Welt jenseits über dem Meere vor den erstaunten Blicken des alten Europa!

Unter den großen Männern, welche damals zusammen halfen, die Zeit beinahe aus den Fugen zu heben, nimmt nächst dem Entdecker Christoph Columbus noch ein anderer Name eine hervorragende Stelle ein, Martin Behaim, ein Mann, dessen Verdienste noch lange nicht in gebührender Weise allgemein gewürdigt sind.

Martin Behaim wurde um das Jahr 1459 zu Nürnberg geboren. Sein Vater stammte aus einer uralten Familie, welche, wie schon ihr Name beweist, vor vielen Jahrhunderten von Böhmen nach Nürnberg gezogen war und dort eine anständige Handelschaft begründet hatte. Anfänglich erlernte der Knabe gleichfalls die Kaufmannschaft, denn was konnte ihm im elterlichen Hause näher liegen, als diese Beschäftigung, welche die dortige Bürgerschaft reich und mächtig gemacht hatte? Die Nürnberger Kaufherrn hatten damals in ganz Europa bereits ihre Handelsniederlassungen gegründet; überall, wo sich Gewinn zeigte, in Italien, in den Niederlanden, in Frankreich, Spanien und Portugal waren sie verbreitet, ja schon wenige Jahre nach der Entdeckung des Seeweges um das Vor-

gebirg der guten Hoffnung finden wir ihre Niederlassungen bereits in Ostindien, und das heute noch umgehende Sprüchwort, daß „Nürnberger Tand durch alle Land" gehe, ist nur ein Nachklang jener alten Verbindungen. Die Kinder dieser angesehenen Kaufleute und geldstolzen Patrizier mußten neuere Sprachen, besonders Italienisch, und kaufmännisches Rechnen lernen, wurden strenge gehalten und durften sich keinen Mühen, keiner Handarbeit entziehen, die mit ihrem Gewerbe in Beziehung stand.

Während nun der junge Martin Behaim so in die Schule des Lebens trat, fügte es sich, daß ein Mann in seine Vaterstadt kam, der für ihn von der höchsten Bedeutung werden sollte: der gelehrte Johannes Müller, welcher sich von seinem Geburtsorte Regiomontanus nannte; dasselbe hieß eigentlich freilich nur Königsberg und lag in Franken, indessen ist der nach der Sitte jener Zeit lateinisirte Name beinahe bekannter geworden, als sein einfacher und ehrlich deutscher Name Joh. Müller.

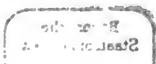
Dieser Joh. Müller, oder wie wir ihn nun schon einmal nennen müssen, Regiomontan (geb. 1436) hatte sich frühzeitig nach Wien begeben, um dort den größten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit, Georg Peurbach*) zu hören; dort wurde er mit dem Cardinal Johann Bessarion**) bekannt, der ihn später mit nach Italien nahm und dort mit den bedeutendsten Mathematikern in Verbindung brachte. Sieben Jahre lang hatte er mit vielseitigen Studien und Untersuchungen zu Rom, Ferrara, Padua und Venedig verbracht, als er 1468 nach Wien zurückkehrte und bald darauf 1471 nach Nürnberg übersiedelte, um dort in stiller, unabhängiger Muße seine übrige Lebenszeit der Wissenschaft und der Herausgabe mathematischer und astronomischer Werke zu widmen. Er blieb aber nur vier Jahre daselbst, denn Papst Sixtus IV. erhob ihn zum Bischof von Regensburg und lud ihn zugleich nach Rom ein, um dort den Kalender zu verbessern, aber Regiomontan starb allda bereits am 6. Juli 1476, ohne sein großes Werk vollendet zu haben.

Sein Aufenthalt zu Nürnberg hatte das Interesse für mathematische Wissenschaften in dieser Stadt außerordentlich rege gemacht; ein reicher Bürger der Stadt, Bernhard Walther, richtete auf seine Kosten eine eigene Druckerei ein, um Regiomontan's Werke zu vervielfältigen; er selbst aber, der Meister, hatte eine eigene

---

*) Geboren zu Peurbach oder Purbach in Oberösterreich, † 1461 zu Wien, sein berühmtes Werk sind seine neuen „Theorien über die Planeten" 1472 zu Nürnberg gedruckt.

**) Geb. 1395 zu Trapezunt, † zu Ravenna 1471.



Werkstätte gegründet, in welcher Himmelsgloben und Compasse und allerlei andere große Werke, welche in automatischer Weise die Bewegung der Himmelskörper lehrten, gefertiget und ausgestellt wurden.

In diese hohe Schule kam auch unser Martin Behaim und erhielt hier den Grund und Keim zu allen seinen späteren Forschungen und den Drang nach weiteren Entdeckungen. Aber das Glück, welches immer auf eigenen Wegen und oft auf vielverschlungenen Pfaden führt, ließ den jungen Behaim nicht allzulange in der Gelehrten-Stube, es warf ihn so eigentlich hinaus, um ihn, scheinbar auf ganz anderen Bahnen, doch seiner Bestimmung und einem ganz ungeahnten Ziele entgegen zu führen.

Als im Jahre 1474 Martin Behaims Vater starb und eine Wittwe mit sieben Kindern zurückließ, mußte der älteste Sohn (und dieser war unser Martin) sich baldmöglichst auf eigene Füße zu stellen suchen. Wir finden ihn deßhalb alsdann in Mecheln in der Tuchhandlung des Jorius von Dorpp; von da aus kam er ein paar Mal auf die Frankfurter Messe. Sonst aber wissen wir wenig von ihm, als daß er mit dem Herrn Bartholomäus von Eyb, wahrscheinlich dem Vormund seiner Geschwister, in Briefwechsel stand, der übrigens, wenigstens von Nürnberg aus, nicht gar zu eifrig betrieben wurde, denn Behaim klagt immer, daß er so wenige Nachrichten erhalte. So schreibt er ganz herzlich an seinen Oheim: „Ich bitte Dich doch, schreibe mir öfter, daß ich wissen mag, wie es Dir und allen den Deinen gehe; denn Du weißt wohl, daß Einer in fremden Landen nichts Fröhlicheres hat als Schrift und freundlichen Gruß von seinen guten Freunden. Auch bitte ich Dich, daß Du Dir meiner lieben Mutter Sache und was auch meine lieben Geschwister angeht, empfohlen sein lassest, wo sie Deines Rathes oder Deiner Hülfe bedürftig wären, daß Du ihnen tröstlich und freundlich seiest, wie ich ja nicht zweifle, daß Du sie Dir empfohlen sein lässest!“ Im Jahre 1479 war er zu Antwerpen in einer Tuchmanufaktur; er lehrt dem dortigen Obermeister das „Rechnen mit der Feder,“ wofür ihm dieser seine Geheimnisse bei der Tuchbereitung mittheilt. Seine Umgebung, Meister, Hausgesinde und Kaufleute hatten ihn sehr lieb; mit Arbeit hatte er vollauf zu thun. Sonst aber wissen wir nichts mehr von seinem Aufenthalt in den Niederlanden; er ging wahrscheinlich noch in dem Jahre 1479 oder 1480 nach Lissabon und zwar in Folge der Handelsverbindungen der Nürnberger Kaufherren mit Portugal, oder durch den Verkehr der Niederlande mit jenem Königreiche.

Hier war Alles in großer Bewegung. Schon seit vielen Jahren

hatten die Könige Portugals auf Afrika ihre Augen gerichtet und eine Expedition nach der andern ausgerüstet, um längs der Meeresküste hinsegelnd dieses unbekannte Land zu erkunden. Es lohnt sich einen Blick auf die kurz vergangene Zeit zurückzuwerfen.

Als König Johann I. im Jahre 1415 Ceuta eroberte und damit die Portugiesen und überhaupt die Christen zuerst Fuß in Afrika faßten, da war auch der Infant Heinrich mit dabei. Er war es, der an der Küste zuerst an's Land sprang; er war es, der mit jugendlichem Muthe in der Folge die ersten Schiffe auf Entdeckungen aussandte und anfänglich den spöttischen Namen des „Seefahrers" erhielt, welcher alsbald zu seiner ehrenreichen Benennung wurde, als die Ergebnisse sich verheißungsreich häuften.

In seinen Diensten standen Johann Gonsalvez und Vaz, welche bereits 1418 die Insel Porto Santo und ein Jahr darauf Madeira fanden und mit Zuckerrohr aus Sicilien und mit Weinstöcken aus Cypern bebauten, die hier so prächtige Wurzel faßten. Im Dienste dieses Prinzen war Gilianes, welcher das bisher für unmöglich gehaltene Werk vollbrachte und das Cap Bojador glücklich umschiffte (1432); neun Jahre darauf drang, gleichfalls von diesem Infanten ausgerüstet, der Portugiese Nuno Tristao bis zum weißen Vorgebirge vor und brachte die ersten Neger mit sich zurück; bereits 1443 entdeckte Diniz Fernandes, ein reicher Bürger von Lissabon, das grüne Vorgebirge, indeß der Venetianer Cadamasto, gleichfalls im Dienste des Prinzen, an die Mündung des Gambia kam (1445) und ein Jahr darauf mit dem Genueser Antonio de Nolle die Insel des grünen Vorgebirges entdeckte. Um dieselbe Zeit hatte man sich auch etwas weiter westwärts gewagt und die Azorischen Inseln gefunden.*) Soweit war man gekommen, als Prinz Heinrich im hohen Alter von 67 Jahren sein erfahrungsreiches Haupt (13. Nov. 1460) zur Ruhe legte. Unterdessen hatte König Alfons V. (1448—1481) bereits den Beinamen des Afrikaners gewonnen; er verpachtete dem Fernao Gomes den Handel mit Guinea und legte ihm die Verpflichtung auf, jährlich eine gewisse Strecke an der afrikanischen Küste weiter vorzudringen. Gomes kam bis an das Vorgebirge Santa Catharina (1471) und hatte somit den Aequator, wo nach früherer Meinung männiglich zu Asche und Pulver verbrannt werden sollte, wohlbehalten überschritten. Gomes brachte zuerst den vielbegehrten afrikanischen Gold-

*) Die Azoren waren übrigens schon früher im Mittelalter von den Arabern und Normannen besucht und in der Mitte des 14. Jahrhunderts von den Italienern aufgefunden worden, erst jetzt aber zur Kenntniß der Portugiesen gekommen. Gewiß ist aus einer Urkunde König Alphons V., daß 1447 die Azorische Insel S. Miguel schon im Besitze der Portugiesen war.

staub, dazu köstliches Elfenbein; aber leider war es auch Gomes, der mit den schwarzen Menschen zu handeln begann, sie massenweise jagte und als Sklaven verkaufte.

Unter Alfons V. kam Columbus um 1474 nach Lissabon, ein Komet, dessen Bahn noch Niemand kannte! Er trug sich damals schon mit dem ahnungsvollen Gedanken, den Seeweg nach Ostindien gegen Westen zu suchen. Die ganze Richtung aber ging jetzt nach Süden hinab, dieser nahm Alles in Anspruch; wer hatte jetzt Zeit, auf den Träumer zu hören, der in und über die weite Wasserwüste hinaus wollte in den Westen, während man viel sicherer, immer nahe dem Lande, den Südweg hinab, an's Ziel zu kommen gedachte. Wer gegen eine Strömung geht, wird sicherlich ein paar Mal zuvor hinausgeschleudert, und wenn er der Träger einer weltbewegenden Idee wäre. Das ist eine alte Thatsache, die sich immer wieder bewahrheitet. Die Geschichte der Eisenbahnen gibt auch der Neuzeit ein Beispiel. Desto glücklicher wurde Behaim in die Strömung getrieben. Hatte er gute Handelsbriefe und Empfehlungen mitgebracht, oder hatte er mit seinen Kenntnissen zu glänzen gewußt, genug, unser einfacher Nürnberger, der zu Mecheln und Amsterdam kurz vorher noch mit dem Tuchhandel sich befaßt und kaufmännische Buchführung gelehrt hatte, wird hier in Lissabon, kaum noch bekannt, in die geheime Commission gezogen, welche der unterdessen an's Staatsruder getretene König Johann II. gegründet hatte, um die nautischen Wissenschaften zu heben und zu verbreiten.

Die Mitglieder dieser Commission aber waren: die Leibärzte des Königs, Namens Jose und Rodrigo, die beiden Bischöfe Diego Ortiz von Ceuta und Calçadilha von Viseu, ferner Pedro de Alcaçova in Lissabon (in dessen Hause die Sitzungen stattfanden) und Martin Behaim, der nun ganz in seinem Fahrwasser ist und im Stande, das bei Regiomontan erworbene Wissen zu verwerthen.

Die Hauptfrage war, für die Seefahrer ein Mittel ausfindig zu machen, womit sie sich auf dem Meere, auch wenn sie das Ufer aus dem Gesicht verloren hätten, zurecht finden könnten, denn wenn ihnen auch der Compaß die Himmelsgegend an die Hand gab, nach welcher sie zu steuern hatten, so waren sie doch ungewiß, unter welchen Breitengraden sie sich befanden. Johann II. trug daher dem Martin Behaim und den beiden Leibärzten Jose und Rodrigo auf, in gemeinschaftlicher Berathung ein Mittel ausfindig zu machen, welches die Seefahrer in den Stand setze, den Ort auf dem Meere zu bestimmen, wo sich ein Schiff befinde. Diese drei Männer erfanden nun, wie uns ein Zeitgenosse erzählt, die Kunst nach der Sonnenhöhe zu

schiffen; sie berechneten Declinationstafeln für die Sonne und wandten das Astrolabium für die Schifffahrt an.

Zwar wußten die Portugiesen lange schon von diesem Meßinstrument, welches indeß noch in höchst roher und unhandsamer Weise ausgeführt war; Behaim übertrug das durch Regiomontan verbesserte Werkzeug nun auf die Nautik und empfahl die ihm von Nürnberg her wohlbekannten Instrumente. Und somit kam jetzt erst ein Werkzeug in Gebrauch, welches heutzutage seiner mangelhaften Einrichtung wegen schon vergessen ist, damals aber, als die erste Bedingung zu größeren, selbstständigen Unternehmungen betrachtet wurde und in der Folge allen großen Seefahrern, wie Columbus, Vasco de Gama, Cabot, Magellan u. s. w. bedeutende Dienste leistete.

Derselben Commission wurden damals auch, ungefähr um 1484, die neuen Plane des Columbus, unmittelbar immer nach Westen zu steuern und so einen nähern Seeweg nach Ostindien zu finden, vorgelegt, von derselben aber leicht begreiflicher Weise, da alle ihre Erwartungen auf die südafrikanischen Expeditionen gespannt waren, nicht gewürdigt. Columbus zog bald darauf nach dem Tode seiner Frau, arm, abgehärmt und verschuldet, von Lissabon weiter nach Spanien, wo er bis zum Jahre 1492 brauchte, bis er den König für seine neuen Ideen gewann. Behaim aber zog mit den von König Johann II. ausgerüsteten, dem Commando des Diego Cao anvertrauten beiden Schiffen, als Cosmograph und Astronom nach dem Süden (1484) und gelangte bis an die Nähe des Cap der guten Hoffnung (am 18. Januar 1485), wo sie einen steinernen Pfeiler mit dem portugiesischen Wappen aufrichteten und nach neunzehnmonatlicher Fahrt zurückkehrten. Auf dieser Reise hatten sie (mit Hülfe des Behaim'schen Astrolabs von der Küste abbeugend) in der Nähe des Aequators die Prinzen- und St. Thomas-Insel gefunden, ferner etliche schwarze, vornehme Männer aus einem südlichen Königreiche mitgebracht, dazu die Paradieskörner oder den afrikanischen Pfeffer (Malagueta), welcher fortan einen bedeutenden Handelsartikel für Portugal bildete. Ein großer Theil der Mannschaft aber war dem heißen Klima erlegen.

Während Columbus noch im Elend herum zog — keiner seiner Biographen weiß, wo er das Jahr 1485 verbrachte — genoß Behaim großer Ehren und wurde gleich nach seiner Rückkehr zum Ritter des Christus-Ordens geschlagen. König Johann II. umgürtete ihn selbst mit dem Schwerte, der Kronprinz Manuel schnallte ihm den rechten Sporen an; die Ceremonie geschah in Gegenwart der Königin und des ganzen übrigen Hofes.

Dieser Orden war aus dem der Templer hervorgegangen und hatte, begründet durch Papst Johann XXII. (am 15. März 1319),

das Vermögen und die Güter der Templer geerbt. Der Hauptsitz des neuen Christus-Ordens war ehedem zu Castro-Marin; die Ritter sollten nach den Regeln der Cistercienser leben; es gab Ritter (freires cavaleiros) und geistliche Brüder (freires clerigos), bis der berühmte Infant Heinrich der Seefahrer, als Großmeister des Ordens, den Plan faßte, denselben für seine Entdeckungsreisen zu benützen. Und alsbald entwickelten diese Ritter eine außerordentliche Thätigkeit und erhielten dafür auch den geistlichen Zehnten aus allen eroberten Ländern. Allgemach fiengen sie an sich zu verehelichen, anfänglich mit päpstlicher Dispens, später wurde ihnen eine förmliche Erlaubniß zur Verehelichung für den Orden ausgewirkt. In Afrika wurden an vielen Orten Commenden als Stationsplätze für 100 Ritter angelegt, um auf diese Weise eine beständig zum Kampf bereite portugiesische Miliz zu haben. Männer, welche sich zur See oder bei Eroberungen auszeichneten, wurden unter die Ritter aufgenommen, so daß ihre Zahl bald ansehnlich wuchs. Also kam Behaim in den Orden und vermählte sich bald darauf mit der Tochter des Ritters Jobst Hurter von Moerkirchen, welcher als erblicher Statthalter der Inseln Fayal und Pico auf den Azoren saß, wohin auch Behaim alsbald übersiedelte. Daß ein Mann, welcher seither sich solche Verdienste gesammelt und die hohe Gunst des Königs Johann II. gewonnen hatte, sich plötzlich einer unthätigen Ruhe hingab und allen ferneren Fahrten sich entschlug, hat vielleicht einen weiteren Grund als den des bloßen Familienglückes. Vielleicht löst sich später noch diese, unseres Wissens noch nirgends berührte Frage in sehr natürlicher Weise. Daß Behaim seinen Schwiegervater bereits in den Niederlanden kennen gelernt, daß er durch denselben nach Lissabon gebracht und durch dessen Empfehlung also bedeutend gehoben wurde, ist gerade nicht zu beweisen, hat aber einen nicht ungegründeten Schein der Möglichkeit für sich. — Wir haben bis jetzt absichtlich das Verhältniß, in welchem Behaim zu Columbus gestanden sein muß, übergangen. Sie mußten sich kennen, diese beiden seltenen Männer, schon deßhalb, weil Columbus seinen Plan, einen kürzeren Seeweg nach Ostindien über den westlichen Ocean zu suchen, eben jener Commission vorgelegt hatte, deren Mitglied unser Behaim war. Und hierüber erzählen spanische Historiker, daß Columbus in seinen Gründen von seinem Freunde, dem „Portugiesen Martin de Bohemia" bestärkt und ermuthigt worden sei.

Christoph Columbus, der Sohn eines genuesischen Tuchmachers (welcher 1494 noch lebte), hatte schon seit seinem 15. Jahre das Schifferleben begonnen und war um das Jahr 1474 nach Portugal gekommen, um dort sein Glück zu suchen. Die Unter-

nehmungen der Portugiesen, welche man füglich die Phönizier der neuen Zeit nennen könnte, zogen damals viele Seefahrer, namentlich von Italien, nach Portugal, wo man sie gerne aufnahm. Hier verheirathete er sich frühzeitig mit Felipa, der Tochter eines italienischen Seemannes, Bartholomeo Monnis de Palestrello, welcher in Portugal Dienste genommen, eine Colonie nach der canarischen Insel Porto Santo geführt hatte und von dem Prinzen Heinrich dem Seefahrer zum Statthalter dieser Insel ernannt worden war. Als Columbus heirathete, war Palestrello schon todt und Columbus nahm seine Schwiegermutter, welche zu Lissabon in unbemittelten Verhältnissen lebte, zu sich; sie überlieferte ihrem Schwiegersohne alle Karten und Journale ihres Mannes. Hier, beim Studium dieser Karten, faßte Columbus den Plan, den Weg nach Ostindien gegen Westen zu suchen und holte sich im Jahre 1474 den Rath des berühmten Astronomen Toscanelli in Florenz, dem wohl die erste Idee, diesen Seeweg nach Ostindien zu befahren, zugeschrieben werden darf. Kurz zuvor und zwar in demselben Jahre, hatte sich König Alphons V. von Portugal mit derselben Anfrage an denselben Toscanelli gewendet und dieser schickte nun eine Abschrift von dem Briefe, welchen er (Toscanelli) an den König erlassen hatte, auch an Columbus. Dieser machte gelegentlich Fahrten der Portugiesen nach Guinea mit und ernährte, wenn er zu Hause war, sich und die Seinigen mit Mühe durch Zeichnen von Seekarten, eine Kunst, welche er auch seinem Bruder Bartholomäus lehrte. Eine Schwester seiner Frau war an Pedro Correo verheirathet, der einige Zeit Gouverneur der Insel Porto Santo war. Columbus selbst zog von Portugal aus für einige Zeit nach dieser Insel, wo seine Frau einige Grundstücke besaß,*) kehrte aber bald nach Portugal zurück und machte dann ungefähr im Jahre 1480 eine Fahrt nach der Insel Island. Nachdem die Commission, von welcher wir bereits berichteten, im Jahre 1481 den Seefahrern ein verbessertes Astrolabium geliefert hatte, glaubte Columbus sich hinreichend gesichert, um in das unbekannte Meer hinaus zu steuern, also machte er sogleich nach dieser Entdeckung dem portugiesischen Hofe seine Anträge, wurde aber abgewiesen. Und als ihn noch ein neuer Schlag traf und seine junge Frau starb, verließ er mißmuthig und in bedrängten Verhältnissen Portugal, zur selben Zeit, während M. Behaim über die Linie fuhr (Ende 1484). Ob Columbus nach Genua ging, oder wo er sich sonst aufhielt, ist völlig unbekannt; erst 1486 erscheint er wieder, völlig verarmt, in Spanien, wo er sich gleichfalls durch Kartenzeichnen nährt und sich vergeblich bemüht, seine Idee

*) Hier auf Porto Santo kam sein Sohn Diego auf die Welt.

dem spanischen Hofe zu unterbreiten. Als er im Jahre 1491 endlich eine völlig abschlägige Antwort bekam, erhielt er dagegen von dem portugiesischen König Johann II. eine Einladung nach Lissabon zurück zu kehren. Nun aber wurde der Mann, welcher über die unbekannte Wasserwüste in eine neue Welt zu gehen den Muth hatte, durch ein zartes Verhältniß der Donna Beatrice Henriquenz in Cordowa festgehalten.*) Und nun wagte er, von einem Freunde unterstützt, abermals einen Versuch am spanischen Hofe, und jetzt glückt es plötzlich, sein Vertrag kommt zu Stande, wird am 18. April 1492 unterzeichnet und schon am 3. August 1492 beginnt er seine lang ersehnte erste Fahrt!

Es ist eine öfter beobachtete Thatsache, daß außerordentliche Männer in ihren äußern oder innern Erlebnissen viele Aehnlichkeit mit einander haben, und so ergibt sich auch in mehreren Beziehungen eine eigenthümliche Verwandtschaft zwischen dem Schicksale der beiden Männer, Martin Behaims und des Christoph Columbus. Beide stammen von gewerbetreibenden Familien, der eine ist eines Tuchmachers Sohn, der andere hat sich selbst mit dem Tuchhandel noch kurz zuvor befaßt; beide kommen aus der Fremde nach Portugal und treiben nautische Künste. Zwar sagt uns keine so trockene Nachricht, wie von Columbus, daß Behaim sich mit Kartenzeichnen habe ernähren müssen, aber er übte jedenfalls dergleichen, denn bereits 1481 ist sein Name, als der eines Kosmographen, in großen Ehren und Ansehen und auch in der Folgezeit übte er, wie wir sehen werden, seine Kunst. Jeder hat einen tüchtigen Meister hinter sich, dem er seine Kunst verdankt, denn ohne Toscanelli's Ideen wäre Columbus nicht weiter gekommen als Behaim ohne Regiomontans Schule.

Columbus heirathet die Tochter eines Ausländers, der erblicher Statthalter auf der Insel Porto Santo gewesen war; er selbst lebt eine Zeit lang auf dieser bereits weit in dem westlichen Meere (unter dem 2.° östlicher Länge) gelegenen Insel; ebenso verehelicht sich Behaim mit der Tochter eines Ausländers, der erblicher Statthalter auf der azorischen Insel Fayal ist, die freilich noch um 13 Längengrade weiter gegen Amerika hin (unter dem 348° westlicher Länge) liegt, als Porto Santo. Auch Behaim lebt abwechselnd in Lissabon und auf dieser Insel. Dazu kommt noch eine weitere Aehn-

*) Aus dieser Verbindung stammt sein im J. 1488 geborener Sohn **Fernando**, der in seinem 19. Jahre Page bei der Königin Isabella wurde, seinen Vater auf der vierten so gefahrvollen Reise begleitete und dabei einen so außerordentlichen Muth bewies. Im Jahre 1509 war Fernando mit seinem älteren Bruder Diego zu St. Domingo, machte dann Reisen in Europa, schrieb (1523 bis 1535) die Geschichte seines Vaters, trat in den geistlichen Stand und starb um 1541 in einem Alter von ungefähr 53 Jahren.

lichkeit im Leben dieser beiden Männer, daß sie nämlich so ziemlich im gleichen Alter standen. Denn, obwohl man seither immer unbegreiflicher Weise mit der Angabe des Geburtsjahres des Columbus schwankte und dasselbe bald auf 1430 oder 1436 ansetzte, so hat man dabei doch übersehen, daß nach dem Briefe, den Columbus aus Jamaica am 1. Juli 1503 an Ferdinand und Isabella von Spanien schrieb, derselbe erst 28 Jahre alt gewesen, als er nach Spanien kam, um seine Dienste anzubieten! Nehmen wir nun das Jahr 1486 als dasselbe an, in welchem Columbus nach Spanien ging (es könnte aber auch schon in dem räthselhaften Jahre 1485 gewesen sein), so wäre die Zahl 1458 in Zukunft als das wahrscheinlichere Geburtsjahr desselben festzuhalten und Columbus also mit M. Behaim so ziemlich in gleichem Alter gewesen.

Als Columbus seinen Antrag an die königliche Commission brachte, war König Alphons V., welcher sich selbst mit ähnlichen Ideen getragen und deßhalb schon vor Columbus an Toscanelli geschrieben und von diesem bestätigende und ermuthigende Antwort erhalten hatte, bereits gestorben. Johann II. dachte vorläufig nur an den Süden und kam erst spät auf den Westen, als Columbus nicht mehr nach Portugal mochte. Daß Behaim von den Anträgen des Columbus wußte, welche dieser der Commission, deren Mitglied Martin Behaim war, vorlegte, unterliegt keinem Zweifel, ja er ermuthigte sogar denselben. Aber die übrigen Mitglieder der Commission waren dagegen und machten das Unternehmen als eine Fabelei lächerlich. Behaim wurde also überstimmt, vielleicht wartete man auch mit der Ertheilung des abwesenden Bescheides so lange, bis Behaim bereits unschädlich auf der Südsee-Expedition war. Doch hatte es Columbus so weit gebracht, daß er selbst mit dem König sprach, der trotz der Mißbilligung seiner Commission, immer noch für einen Versuch zu gewinnen gewesen wäre, aber Columbus übertrieb mit jugendlichem Uebermuthe seine Forderungen und stellte so hohe Bedingungen, daß der König erschrack: er wollte erblicher Vicekönig sein in den von ihm entdeckten Ländern, dazu Großadmiral auf jenen Meeren und außerordentliche Einkünfte beziehen, er verlangte eine Stellung für seine Dienste, bei welcher jeder Regent bedenklich werden mußte, und dieß war auch die Ursache seines Unglücks. Dazu kam, daß diese Idee eines neuen Weges nicht neu und am wenigsten von Columbus selbst war, der sich nur zum Werkzeug der Ausführung erbot, der eben Muth genug besaß, durch die Schrecken des unbekannten Meeres, weit ab von jeder sichern Küste sich zu wagen. Die Idee eines Westweges nach Ostindien mußte jedem Geographen kommen, der, wie Toscanelli, Behaim, Columbus und Vespucci, ja wie sämmtliche Mathematiker seiner Zeit, zwar

von der Kugelgestalt der Erde überzeugt, dagegen aber in der irrthümlichen Meinung befangen war, daß Asien sich viel weiter gegen Osten nach Europa hin ausdehne.

Als Martin Behaim von seiner Südreise im Jahre 1485 zurückkam, widerfuhr ihm große Ehre, dann aber ist Alles still, er lebt ruhig und zurückgezogen auf seiner entfernten Insel; von der historischen Commission verlautet weiter keine Sylbe, auch die portugiesischen Geschichtsschreiber schweigen von ihm und theilweise sogar, so gut es thunlich ist, von seiner Expedition. Hatte er sich mit den beiden Leibärzten des Königs, den hochfahrenden Herren Rodigro und Jose verfeindet? vielleicht weil er gegen ihren Willen seinen Freund Columbus in Schutz nahm, von dem er in der Folge doch nicht ließ und mit dem er sicherlich noch verkehrte, denn die Nachrichten, welche er in der Folge von den Azoren erhielt, wie daß man daselbst Fichtenstämme und ein seltsam geschnitztes Holz aufgefischt habe, daß ein Paar ganz fremdländische Leichen vom Westen herüber an's Land getrieben worden seien u. dgl. gingen leichtmöglich aus Behaim's Feder.

Vom Jahre 1485 an weiß man lange nichts mehr über Martin Behaim. Die Correspondenz mit seiner Heimath muß wenigstens nicht lebhaft gewesen oder ganz verloren gegangen sein.

Plötzlich erschien er, aber ungewiß ist es, in welchem Monate des Jahres 1491, zu Nürnberg auf Besuch bei seinen Verwandten, die wohl große Augen gemacht haben mögen, als der portugiesische Ritter wie aus den Wolken in das Nürnberger Leben fiel. Wie mögen sie alle gestaunt haben, als er von seinen Reisen und Entdeckungen zu erzählen und überdieß im Hause seines Vetters, bei dem er abgestiegen war, ein „seltsames Wesen" zu führen begann! Denn anstatt sich in ein Comptoir zu setzen und nach Sitte fleißiger Kaufleute zu schreiben und darauf zu sehen, daß das Vermögen sich mehre, ging er ritterlich im Garten spazieren, trug zum großen Aergerniß der Eingebornen seine fremdländischen, vielfarbigen Kleider und dachte gar daran, seine Vermögens-Ansprüche, nachdem seine Mutter bereits 1487 gestorben war, mit seinen Geschwisterten und Verwandten völlig auseinanderzusetzen und zu bereinigen. Sein Aufenthalt muß nahe an zwei Jahre gewährt haben. Treu seiner von Regiomontan erlernten Kunst, trieb er seine mathematischen und geographischen Studien und zum Schlusse fertigte er noch ein subtiles Werk, einen Globus oder „Erdapfel", wie man dieses Ding damals hieß, und zwar auf den Wunsch der obersten Hauptleute der Reichsstadt Nürnberg: Gabriel Nützel, Paul Volkamer und Nikolaus Groland, denen er auch das Werk überließ, als er im Begriffe war, wieder nach Hause zu seiner Gemahlin zu

reisen. Daß Hartmann Schedel, der bekannte Arzt und Historiker, in seiner 1493 vollendeten Chronik die neuesten Entdeckungs-Berichte aus Martin Behaim's Mund erhielt, ist begreiflich, auch gedenkt derselbe unseres Ritters in einem eigenen Nachtrag.

Auf diesem Globus oder „Erdapfel" hat Martin Behaim sein geographisches Wissen dargelegt und zwar die afrikanische Küste nach seiner eigenen Erfahrung; mit großer Zuversicht und beinahe ganz sicher, zeichnet er das erst viel später umfahrene Vorgebirg der guten Hoffnung und sogar die östlichen Küsten von Afrika! Die Umschiffbarkeit Afrikas nahm er als gewiß an, ebenso gibt er den Seeweg nach Ostindien an, sechs Jahre zuvor, ehe Vasco de Gama den Versuch dazu machte! Man möchte staunen darüber, wenn man nicht wüßte, daß davon bereits der alte Herodot ganz genau unterrichtet war. — Behaim's übrige Geographie ist, wie er durch Inschrift auf seinen „Apfel" selbst bezeugt, auf die Angaben des Ptolomäus, des Venetianers Marco Polo und des Engländers Johannes von Montevilla gegründet. Was Amerika betrifft, so zeigt er — völlig dieselben geographischen Vorstellungen, welche Columbus hatte; die Insel Cipangut (Japan) ist das äußerste Land, welches man von Europa aus auf der Fahrt gegen Westen zu erreichen hofft!

Während der Entstehung dieses Werkes hatte Columbus den Fuß auf die neue Welt gesetzt und zwar in derselben Meinung, Indien zu betreten. Am 11. Oktober 1492 entdeckte er die Insel Guanahani, dann Cuba (welches er für Japan, d. h. Cipangut hielt), dann Hayti. Daß er einen neuen Welttheil entdeckt hatte, ahnte er ebenso wenig, wie seine Zeitgenossen!

Werfen wir noch kurz einen Blick auf das Aeußere der Behaim'schen Erdkugel. Der Durchmesser beträgt einen pariser Fuß und acht Zoll. Seine Masse ist Pappe, die über eine Form von Holzreifen gespannt wurde, darüber ist eine Gypskruste und Pergament gezogen, auf welcher die Zeichnung ausgeführt wurde. Durch die Kugel zieht sich eine eiserne Axe. Das Meer ist blau, die Länder sind braun und grün, die Schneegipfel weiß; die Schrift war ganz prächtig mit Gold, Silber, Roth, Weiß, Gelb und Blau aufgetragen; jetzt ist sie aber stark vergilbt und wie das ganze Werk sehr mürbe. Der eiserne Meridian ist von Behaim selbst angefügt. (Der messingene Horizont wurde erst 1510 durch den berühmten Mathematiker Johann Werner beigegeben.) Das Kunstwerk stand lange in dem Nürnberger Rathhaus, kugelte dann unter verschiedenem Tröbel herum, bis es im Jahre 1823 auf Kosten der Behaim'schen Familie restaurirt und in ihrem Archiv in besseren Verwahr genommen wurde. Im Jahre 1847 ließ die Pariser Akademie eine Copie davon machen. (In genaueren Zeichnungen

abgebildet ist dasselbe in dem von Ghillany 1853 herausgegebenen Prachtwerke über M. Behaim, dessen Benützung wir hier dankbar bekennen.)

In demselben Jahre 1493, in welchem Columbus seine zweite Reise unternahm, kam Behaim zum zweiten Male in seine neue Heimath zurück. Wir wissen dieses aus einem Briefe, welchen er an seinen Vetter Michel Behaim nach Nürnberg schrieb und zwar von Brabant aus, wohin er in geheimer Sendung des Königs Johann II. gegangen war. Unterwegs hatte Behaim Unglück: sein Schiff wurde von englischen Seeräubern gekapert, er selbst mit seinen Dienern gegen drei Monate gefangen gehalten, um großes Lösegeld zu zahlen. In dieser Zeit lag er am Fieber so bedenklich darnieder, daß er sich zweimal mit der Kerze in der Hand zum Sterben bereitete. Nachdem er genesen, entging er der Gefangenschaft durch Vermittlung eines Corsaren, der ihn in der Nacht über das Meer an die Küste von Frankreich brachte. Von da wandte er sich nach den Niederlanden zur Ausführung seines Auftrages, der höchst wahrscheinlich unmittelbar den Kaiser Maximilian betraf, welcher damals in den Niederlanden verweilte. Dieser Brief ist vom 11. März 1494 aus den Niederlanden datirt, wurde aber, wahrscheinlich in der Eile, nicht mehr vollendet und abgeschickt; Behaim nahm ihn mit nach Portugal und meldet in der angehängten Nachschrift, er gedenke bis Pfingsten zu Lissabon zu bleiben und dann nach Fayal zurück zu kehren; die Nürnberger sollten ihre Briefe an ihn über Genua nach Lissabon gehen lassen, von da würden sie ihm über Madeira nach seiner Insel Fayal geschickt.

Das war sein letzter Brief; von da an ist bis zu seinem Tode Alles still.

Als König Johann II. am 25. Oktober 1495 starb, verlor Behaim seinen Beschützer und Gönner; der neue König Manuel hielt ihn wenigstens nicht mehr so hoch in Gnaden. Was unser Behaim ferner unternahm, ist schwer zu bestimmen. Wie es scheint, hatte er seine Stellung am portugiesischen Hofe verloren. Daß er sich mit weiteren Seefahrten und eigenen Entdeckungen ferner befaßte, lag ziemlich nahe. Wenigstens ist aus allerlei verworrenen Nachrichten beinahe mit Gewißheit zu behaupten, daß Behaim die sogenannte Magellanstraße lange vor ihrer Entdeckung schon auf einer Karte verzeichnete, die König Manuel in seinem Zimmer hängen hatte. Dieser Seeweg gehört überhaupt zu den noch unaufgehellten Räthseln der Geschichte. Bekanntlich entdeckte Magellan die Meerenge am 21. Oktober des Jahres 1520. In demselben Jahre vollendete der Priester Johann Schöner in Bamberg einen 3 Fuß im Durchmesser haltenden Globus (für seinen Gönner Jo-

hann Seyler), auf welchem nicht allein die ganze Gestalt von Südamerika, sondern auch die später sogenannte Magellanstraße richtig angegeben ist. Woher konnte Schöner seine richtige, von andern Geographen abweichende Kenntniß einer südlichen, noch namenlosen Durchfahrt in den stillen Ocean natürlicher haben, als von Behaim, der, wenn er auch bei seinem Aufenthalte in Nürnberg noch nichts von Amerika ahnte, ihm später doch Briefe und Zeichnungen schicken konnte?

Was wir von Martin Behaim wissen, ist die kümmerliche Nachricht, daß er am 29. Juli 1506 — also kurze Zeit nach Columbus, welcher am 20. Mai desselben Jahres zu Valladolid die Augen schloß — zu Lissabon starb, arm wie Columbus, denn Behaim endete im deutschen sogenannten Bartholomäus-Spital, wie es heißt „in fast großer Armuth". Damals herrschte in Lissabon eine Pest, welche an manchen Tagen über hundert Menschen dahinraffte.

Wenn es nun, wie die neueren Untersuchungen herausgestellt haben, sicher ist, daß Columbus erst im Jahre 1458 geboren wurde, so erreichte derselbe nur ein Alter von 48 Jahren. Behaim, dessen Geburtsjahr früher mit dem seines Vaters verwechselt wurde, und der sonach dasselbe Schicksal genoß, zu einem alten Manne gestempelt zu werden, wurde gleichwohl in Wahrheit nur 47 Jahre alt.

Seine Frau, die Tochter des Jobst Hurter von Moerkirchen, verheirathete sich später nach der Insel Madeira. Ein gleichnamiger Sohn unseres Martin Behaim kam im Jahre 1519 nach Nürnberg. Er wurde als ein sehr braver, bescheidener und lernbegieriger junger Mann geschildert, der sich vor der portugiesischen Jugend vortheilhaft auszeichnete und bei einer Schwester seiner Mutter, einer zu Lissabon sehr angesehenen Wittwe, lebte. Er ging vorerst zu seiner Mutter nach der Insel Madeira, um eine Beisteuer zur Reise zu erbitten; auf dem Rückwege nach Lissabon bekam er, noch auf dem Schiffe, mit einem streitsüchtigen Menschen Händel und tödtete denselben aus Nothwehr. Darob saß er zwei Jahre zu Lissabon gefangen und kam erst mit Hülfe der päpstlichen Gesandtschaft wieder in Freiheit. Von da ging er nach den Niederlanden. Bereits in Antwerpen hatte er seine den Deutschen anstößige, bunte, portugiesische Kleidung abgelegt und sich einen schwarzen deutschen Anzug angeschafft. Seinem Oheim brachte er drei Papageien mit. Er ließ einen Todtenschild und einen großen eisernen Leuchter zum Gedächtniß seines Vaters machen; beide hingen lange in der St. Katharinenkirche zu Nürnberg; jetzt sind sie verschwunden. Der Oheim hielt es für das Dringendste, daß der junge Mann die deutsche Sprache

und das Rechnen erlerne, wahrscheinlich, um ihn dann in der Handlung zu verwenden. Weil es nun allzu beschämend schien, daß ein so großer, schon dreißigjähriger Mensch noch mit Elementarunterricht sich befassen müsse, gab man ihn zu einem Schullehrer nach Bamberg in Kost und Wohnung. Aber es behagte ihm übel; er fühlte sich als Ritter geboren und nicht zur Kaufmannschaft tauglich, obwohl er den besten Willen hatte und arbeiten wollte; es gab deßhalb allerlei Verdruß und so sendeten ihn seine Verwandten bereits nach Jahresfrist mit seinem Erbtheil wieder nach Lissabon zurück: er hatte sich „zu übel angelassen." Was aus ihm weiter geworden, weiß Niemand.

Wenn man das Leben dieser Männer betrachtet, welche damals die Welt außer sich vor Erstaunen und in fortwährende Bewegung brachten, so drängt sich unmittelbar die Bemerkung auf, daß dieselben von allen ihren Entdeckungen nichts hatten, als Armuth und Tod. Behaim stirbt „in fast großer Armuth" im Spital; Columbus arm, gekränkt und verlassen; Magellan bleibt auf seiner Expedition; Vasco de Gama wird als Leiche zurückgebracht und Camoëns, der damals so berühmte und heut zu Tage ebenso gefeierte wie wenig gelesene Dichter der Lusiaden, fristete sein Leben nur durch Almosen, das ein aus Ostindien mitgebrachter Sclave Nachts für ihn auf der Straße sammelte. Auch Amerigo Vespucci, dessen Name die neue Welt erhielt, blieb ein armer Gelehrter.

Bei dieser Gelegenheit darf der wenig bekannte Umstand nicht übergangen werden, daß der Vorschlag, dem neuen Welttheil den Namen Amerika zu geben, von einem Deutschen ausgegangen ist, ganz ohne Theilnahme und Wissen des Amerigo Vespucci. Ein Jahr nach dem Tode des Columbus erschien eine, trotz vieler Auflagen doch äußerst selten gewordene Einleitung in die Weltbeschreibung; diese Cosmographiae Introductio wurde ohne den Namen des Verfassers, in den Vogesen, in der kleinen lothringischen Stadt Saint-Dié (Diey) an der Meurthe, gedruckt und darin der auf einem bloßen Irrthum beruhende Vorschlag gemacht, dem neuen Welttheil „zu Ehren seines Entdeckers Vespucci" den Namen Americi terra, vel America zu geben. Humboldt hat bewiesen, daß der Verfasser dieses Buches ein Deutscher, Lehrer der Geographie am Gymnasium zu Saint-Dié und aus Freiburg im Breisgau gebürtig war; er hieß Martin Waldseemüller (oder Waltzemüller). Er hatte sich unter dem Rectorate des Konrad Knoll von Grüningen im Jahre 1490 als Student an der Universität Freiburg eingeschrieben, hatte kurz vor 1507 in Saint-Dié selbst eine Buchhandlung gegründet, war ein genauer Freund

von Pater Reisch, dem Karthäuser-Prior bei Freiburg (Verfasser der encyclopädischen Margarita philosophica) und des berühmten Matthias Philesius (Ringmann); er bearbeitete zugleich Handschriften des Ptolemäus und die Reiseberichte, welche Amerigo Vespucci an den großen Beschützer der Geographie, Herzog Renatus II. von Lothringen, Grafen von Provence, richtete.

Der von Martin Waldseemüller für diesen neuen Erdtheil erfundene Namen Amerika wird bleiben, wenn er auch ein Irrthum war, aber andere hergebrachte Vorurtheile dürften füglich aus der Geschichte verschwinden, weil die Wahrheit über Alles gelten muß!

Veit Stoss.

(1438 — 1533.)

Es gibt Leute, welche mit dem unglücklichen Talent begabt sind, daß ihnen alles Gerade krumm dünken muß, welche nicht eher Rast und Ruhe zu haben glauben, bis sie Alles nach ihrem Sinne geebnet hätten und die dann sehr unglücklich werden, wenn die Früchte ihrer Bemühungen in Streit und Prozeß sich zeigen. Es sind Leute, welche Händel haben müssen, welche ohne solche anzustiften, nicht leben könnten und welche gerade dadurch elend werden, weil nach ihrer Meinung, die Menschen ihnen keine Ruhe lassen. Solche verschrobene Naturen finden sich überall und sind sich selbst und Anderen zur Qual.

Ein Exemplar dieser Art war unser Bildhauer Veit Stoß, der in demselben Maße, wie er als Künstler anziehend und liebenswürdig wirkt, als Mensch abstoßend und verdrüßlich in seinem bürgerlichen Leben erscheint.

Die erste Hälfte seines künstlerischen Schaffens zeigt weniger von seinen Lebensverhältnissen, dagegen ist die andere Hälfte nur zu reich an störrigen Zügen.

Die Familie Stoß erscheint zuerst zu Nürnberg, wo sie beim Beginne des XV. Jahrhunderts schon eingebürgert war. Im Jahre 1415 erhielt ein Michel Stoß als Gürtler und im Jahre 1476 ein Fritz Stoß die Bürgeraufnahme. Von hier aus muß der Vater unseres Künstlers zu einer Zeit, in welcher viele deutsche Handwerker und Kaufleute in Polen Erwerb fanden, nach Krakau ausgewandert sein. Ob sein Sohn in Krakau geboren wurde, ist nicht ermittelt, auch das Geburtsjahr schwankt zwischen 1433, 1438 und 1447. Einzig aus den Krakauer Rathsakten lassen sich sichere Daten entnehmen; in ihnen wird ein Vit der Snitzer, Vit der Bildersnitczer, Meister Vitus der Snytczer, Mgr. Veit der Snyczer genannt, nie aber heißt er mit ganzem Namen Veit Stoß. Daß dieser mit dem Genannten aber doch ein und dieselbe Person sei, beweist das von ihm gefertigte Grabmonument des König Kasimir, an welchem man neben dem Monogramme den Namen Fit Stvos ersieht.

Wann er sich zuerst als Künstler hervorthat, ist gleichfalls ungewiß; doch läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er schon um 1472 ein namhafter Meister war, da ihm in diesem Jahre ein

großes Werk übertragen wurde, welches er mit einigen Unterbrechungen in der Zeit von zwölf Jahren herstellte und welches als ein Wunder der Kunst betrachtet wurde: Der große Altar in der Kirche zu Unserer lieben Frauen (auf dem Ring) zu Krakau, welche (von Bischof Iwan Odrowaz um 1226 erbaut) an Kunstwerken alle anderen Kirchen dieser Stadt übertrifft. Das Bewunderungswürdigste in derselben ist das Schnitzwerk des großen Altares, ganz im deutschen Style. In der mittleren, nur an den hohen Festtagen geöffneten Abtheilung, sieht man in lebensgroßen Figuren die Krönung Mariä, und auf den Seitenflügeln in erhabener Arbeit 12 Darstellungen aus dem Leben der hl. Jungfrau und des Erlösers (die Empfängniß Mariä, die Geburt Christi, Jesus im Tempel, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt) nebst ebenso vielen Scenen aus dem alten Testamente, welche sich auf Maria und den Erlöser beziehen. Dieser Bildercyclus ist von einer zierlichen Architektur umschlossen, welche mit schlanken Thürmchen und verschlungenem Laubwerk bis an das Gewölbe hinauf strebt. Das Werk wurde, einer alten Aufschreibung zu Folge, ungefähr um St. Urban des Jahres 1477 im Auftrage des Rathes der Stadt begonnen; jederzeit führten einige Rathsherren, welche alle der Reihe nach mit Vor- und Zunamen aufgezählt werden, die Aufsicht darüber, sie hielten ein eigenes, noch vorhandenes Buch, in welchem alle Beiträge der Reichen und Armen verzeichnet wurden; man „verschrieb" dazu nicht allein baares Geld, sondern auch allerlei Kleinode; darunter wird z. B. aufgeführt a. 1485 ein silberner „Kopf" (Trinkbecher), welchen der Apotheker Paul mit allerlei anderem vergoldeten Silberzeug opferte; ein Jahr darauf verschrieb Anna, die Frau des Hutmacher Symon, ihr Haus dem Johann Turzo unter dem Beding, daß er eine gewisse Summe zum Bau dieses Altares gebe; a. 1488 schenkte Barbara, Wittwe des Kaspar Roth, einen silbernen Gürtel und neun silberne Löffel pro tabula nova ad B. Virginem. Auch ausständige Schulden, welche sonst nicht mehr einzutreiben gewesen wären, wurden hieher gestiftet. Die Rathsherren sammelten fleißig, groß und kleinweis, doch sollen sie, was beinahe unglaublich ist, aus dem Rathshause und dem öffentlichen Schatze nichts dazu gegeben haben. Endlich am Tag des hl. Jacob im Jahre 1489 war das Werk fertig und Veit Stoß erhielt für seine vieljährige Arbeit nur 2078 Gulden, wozu freilich noch allerlei spätere Vermächtnisse kamen. Die dazu nöthigen Materialien wurden dem Künstler geliefert; ein Meister Bernhard der Goldschläger (goltslaer) gab das Gold, Mertin Moler und Mothis Goltsmid übernahmen die Faßarbeiten. Veit Stoß aber war, wie Johann Heideck aus Danzig, der damalige Stadtschreiber in Krakau,

„zum ewigen Andenken" in Schrift brachte, „erstaunlich flink, fleißig und wohlwollend, dessen Verstand und Arbeit in der ganzen Christenheit voll Ruhm strahlen, und den diese Arbeit in die Jahrhunderte preist."

Die Herren der Stadt ertheilten im J. 1484, als die Faßarbeiten bereits vollendet waren, dem „Meister Vito dem Bildschnitzer" das Bürgerrecht der Stadt Krakau und zwar „seiner Tugend und Kunst willen". Damals wußte die Stadt und ihr Rathsherrn-Collegium jene, welche zur Verherrlichung ihrer Stadt betrugen, noch zu belohnen, wie solch' Thun es zu allen Zeiten verdient.

Das Werk kam in der neueren Zeit neuerdings zu vollen Ehren. Als Thorwaldsen im Jahre 1820 bei seiner Rückkehr aus dem Vaterlande nach Rom, Krakau besuchte, gefiel ihm dieses Kunstwerk der Holz-Sculptur außerordentlich, namentlich der leichte Faltenwurf. Ebenso äußerte sich Dr. Constantin Wurzbach (in seinem lehrreichen Buche über „die Kirchen der Stadt Krakau") und der große Kunsthistoriker F. v. Quast.

Unterdessen und noch vor der gänzlichen Vollendung seines Altares mußte Veit Stoß nach Nürnberg. Er unternahm die Ausfahrt aus dringenden Gründen („in notlichen Geschefften") im Jahre 1486; ob in Erbschafts- oder Kunstangelegenheiten ist ungewiß. Daß er sich auf eine längere Abwesenheit versah, beweist die Aufstellung eines Sachwalters und Vormunds für seine Hausfrau und über seine Kinder.

Was ihn nach Nürnberg trieb und was er daselbst that, läßt sich nimmer ermitteln.*) Unsere Kunsthistoriker haben auf seine Anwesenheit, die zwei Jahre gedauert haben soll, allerlei Conjecturen gebaut. Indeß ist es nicht einmal erweislich, daß Stoß die ganze Zeit in Nürnberg zugebracht habe. Er kann ja auch anderwärts und auf weiteren Reisen gewesen sein.

Die Kirchenverwaltung von St. Sebald zu Nürnberg hatte damals beschlossen, dem Heiligen, zu dessen Ehren die Kirche erbaut war, einen prachtvollen Reliquienschrein anfertigen zu lassen, welcher die Gebeine des Heiligen umschließen sollte. Heideloff entdeckte nun wirklich dazu einen Plan, welcher aus dem Jahre 1488 stammt und ein Monogramm trägt, welches für das des Meisters Veit Stoß erklärt wurde, in Wahrheit aber von demselben ebenso verschieden ist, wie von dem Handzeichen des Peter Vischer, welcher dieses Werk, aber erst zwanzig Jahre später und leider ganz abgeschnitten und im Sinne der damaligen neuen Mode stark „auf an-

*) Vielleicht stammt aus dieser Zeit die Grablegung in der Haller-Kapelle bei St. Sebald; die Altarflügel dagegen sind von Wolgemut.

tikisch" ausgeschnörkelt, im herrlichsten Erzguß zur Ausführung brachte. Wir wenigstens nehmen keinen Anstand, den aufgefundenen Plan unserem Adam Kraft zuzuschreiben, denn der Styl seines Sacramentenhäuschens (1496—1500) spricht sich hier in der ganzen Strenge und Großartigkeit aus. Wäre dieser erste Riß zu dem Sebaldusgrabmal wirklich von Veit Stoß, so müßte Adam Kraft mit seinem Sacramentenhäuslein ein unerhörtes Plagiat begangen haben; und welch' Verständiger möchte eine solche Anschuldigung auf A. Kraft wälzen!

Im Jahre 1489 saß Veit Stoß indessen wieder zu Krakau und zwar, wie bereits im Jahre 1484, als Meister in seiner Zunft; als solcher legte er 1490 allerlei verdrüßliche Streitigkeiten bei, die sich wegen übler Nachrede im Gewerke erhoben hatten. Unter den Anwesenden wird ein Goldschmied, ein Tischler, ein Riemer und ein Steinmetz genannt, die jedoch kaum in dieselbe Zunftgenossenschaft gehört haben können. Stoß vereinigte die strittigen Partheien und sie beschlossen, Einer solle dem Anderen Freund und Förderer sein zu ewigen Tagen und wer dagegen thue, solle schwer büßen. Auch im folgenden Jahre 1491 fiel auf Stoß neuerdings die ehrenvolle Wahl eines Zunftmeisters; zum letzten Male finden wir ihn zu Krakau im Jahre 1495 als „Magister Mechanicorum" erwähnt.

Während dieser Zeit führte er in Krakau viele Werke aus, unter welchen das Grabmal des Königs Kasimir *) in der hl. Kreuz-Kapelle der großen Kathedrale das ausgezeichnetste ist. Das Monument ist ganz aus röthlich-braunem Marmor gearbeitet (der angeblich aus Schweden herübergebracht sein soll, wahrscheinlich aber doch wohl den Karpathen angehören dürfte), der neben dem schönen schwarzen Krakauer Marmor damals sehr beliebt war. Acht gothischprofilirte und mit Versetzungen kannelirte Säulen tragen einen Baldachin von reich durchschlingenden und geschweiften Spitzbögen, unter dem der einfach viereckige Sarkophag aufgestellt ist, von dem nur die nördliche Langseite und das östliche Fußende mit Wappen zwischen Schildhaltern und Laubwerk geschmückt ist, während die beiden anderen Seiten, durch die anstoßenden Wände gedeckt, ohne Schmuck blieben. Auf dem schrägen Deckel ruht die liegende Statue des Königs. Das Bild imponirt (wie Ernst Förster dasselbe als Augenzeuge schildert) durch die außerordentliche Energie des Machwerkes, mit welcher der Marmor wie Holz geschnitten zu

---

*) Derselbe, der vierte seines Namens, starb 1492 und war der jüngere Sohn des ersten Jagellonen-Königs Wladislaw II. — Das Grabmal ist 9 Fuß lang, 5 Fuß 3 Zoll breit und 15 Fuß hoch. — Vgl. Förster, Denkmale, VI. Band (Bildnerei), S. 13 ff., wo auch 2 Tafeln mit Abbildungen.

sein scheint und doch bis zur Spiegelglätte überarbeitet ist. An der Langseite sind die Reliefplatten aneinander gefügt, auf denen der Künstler die Klage der Provinzen um den Tod des Königs dargestellt hat. An seinem Fußende befindet sich zu beiden Seiten eines Schildes mit dem ungarischen Patriarchenkreuze, der Name des Künstlers und die Jahrzahl 1492; über dem Namen Stoß ist dessen Monogramm deutlichst angebracht.

Betrachten wir den Baldachin, so muß uns vorerst die sehr barocke Architectur auffallen, welche die Formen der Gothik wie Teig knetet, Flachbogen und Eselsattel durcheinander mengt, Eichblätter in Schwämme verzerrt, Kugeln statt der Kreuzblumen aufsetzt und zuletzt — doch eine interessante malerische Wirkung hervorbringt. Die tollsten Versetzungen und Auswüchse kommen an den Säulenbasen vor, die Säulenschäfte sind aus Bündeln kleiner Säulenansätze gebildet, nirgends ist ein Organismus eingehalten, wie denn an den Sarkophagreliefs Fialen wie Stricke zu Knoten gewunden sind.

Ein Schüler und Gehülfe des Veit Stoß war an diesem Werke Jörg Hueber, welcher 1494 das Krakauer Bürgerrecht erlangt und seine eigene Werkstatt eingerichtet hat.

Ein anderes Bildwerk ist ein Steinbasrelief, welches Christus am Oelberge vorstellt; es ist an einem Hause eingemauert und zwar mit anderen Steinen, welche vom Oelberg in Jerusalem gebrochen sein sollen. Leider ist dasselbe dem Regen und Staub, Wetter und Wind ausgesetzt und verdiente eine bessere Stelle, bevor es völlig vernichtet sein wird. Die Höhe beträgt dritthalb, die Breite zwei Ellen; die Figur Christi selbst mißt eine Elle Höhe. Die Leichtigkeit der Draperie, wie der Ausdruck des Erlösers verrathen den Meister. Die Skulptur war ehedem bemalt, ist aber jetzt von den schädlichen Einflüssen der Elemente verarbeitet, so daß von den Farben wenig mehr zu sehen.

In der Kreuzkapelle der Kathedrale zeigt sich ein Schnitzwerk mit fast lebensgroßen Figuren, Johannes den Täufer vorstellend, und Scenen aus dessen Leben in halb erhabener Arbeit. Dasselbe stammt offenbar von unserem Veit Stoß. Zu seinen letzten Arbeiten in Krakau, die mit Bestimmtheit ihm zugeschrieben werden können, gehören die beiden Reihen von Rathsherrnsesseln im großen Chore der Frauenkirche rechts und links am Altare, wofür er laut Urkunde vom 5. Februar 1495 einhundertundfünfzig Gulden in zwei Raten erhielt.

Außerdem soll er noch allerlei Künstlichkeiten gemacht haben, weßhalb er den Titel eines Magister Technicorum erhielt, den er in der Folge noch in trauriger Weise bewährte. Auch als Kupferstecher hat er sich versucht; da seine Blätter wenigstens in Deutschland sehr selten sind, so lohnt es sich zu beschreiben, was

uns davon bekannt geworden. Zwei kleine Stiche, zierliches Blattwerk und ein phantastisches Kapitäl vorstellend, kommen kaum in Betracht. Das Bedeutendste ist die „Auferweckung des Lazarus", eine figurenreiche Composition. Er hat die Scene in die Mitte eines altdeutschen Hofes verlegt. Man sieht links vom Beschauer, man weiß nicht recht wie, in eine offene Säulenhalle, und in eine altdeutsche Kemenate, rechts ist ein offener, von einer Mauer und einem Thore umschlossener Hof mit Häusern, darüber hinaus gewahrt man eine spärlich belebte Landschaft. In der Mitte des Bildes steht der fratzenköpfige Todtengräber, die Schaufel in der Hand, das Obergewand bis auf den Gürtel zurückgestreift: er hat so eben den Stein von der Gruft gehoben und schon kömmt auf des Heilandes allmächtiges Geheiß, der Todte herauf, ein armer, elender Lazarus, man braucht ihn nicht anzusehen, man riecht es schon von Weitem, daß er bereits im Grabe gelegen; Einer der Zuschauer, ein vornehmer Herr, wendet sich mit Entsetzen ab; großäugiges Erstaunen bei den Stadtherren, selbst bei der zahlreich vertretenen Apostelgruppe. Martha ist auf die Knie gesunken, ebenso eine der Frauen im Vordergrunde: überall Bewegung und Ueberraschung, doch in mäßiger Weise ausgedrückt. Ein Kopf mit einer hohen Mütze ist von besonderer, delicater Behandlung — vielleicht des Künstlers eigenes Bildniß? — Ein kleines Blatt zeigt die Enthauptung der hl. Katharina; sie kniet vor einem phantastisch gestalteten Felsen und ist mit ihrem Henker allein, im Hintergrunde die zerbrochenen Räder. In gleicher Weise ist die Enthauptung eines Mannes dargestellt. Plastischer erscheint Christus nach der Kreuzabnahme, von Maria geliebkost und von Johannes; höchst bewegte Falten, ächte Bildhauerarbeit! Ein personenreiches Bild ist die Ehebrecherin vor Christus, alle Anwesenden sind im Costüm seiner Zeit und Umgebung gewandet, lauter Menschen des XV. Jahrhunderts. Ein paar andere Blättchen sind reines Familienleben, glückliche Scenen, dem eigenen Haushalt abgelauscht: Da sitzt Joseph in seiner Werkstätte und bohrt gewaltig, im anstoßenden Vorgrunde sitzt die hl. Jungfrau, wie immer im faltenreichsten Gewande, in welchem das himmlische Kind Verstecken spielt; es ist splitternackt, denn sein Röckelein, welches der Sage nach mit dem Kinde wuchs, ist an einer Kleiderstange ausgebreitet. Ein andermal hat Maria den Jesusknaben gerade aus der Wiege genommen und auf den Arm gesetzt; der Kleine spielt nun mit seinen Füßchen, ganz wie Kinder thun. Das sind offenbar Züge, welche dem eigenen Familienleben glücklich abgelauscht scheinen. Von reizender Schönheit ist auf einem anderen Stiche die himmlische Maid, kein Hintergrund und keine Umgebung stört den Eindruck, hier ist sie ganz Himmelskönigin, ein schlanker, nach höfischer

Sitte schief gehaltener Leib, das lächelnde Kind auf der Linken, in der feinfingerigen Rechten hält sie eine Mohnblume; das Ganze ist von reizender Empfindung und großartig gedacht. Außerdem kennen wir noch das Bild einer königlich gedachten Frau, welche in der übermäßig langen rechten Hand eine brennende Kerze hält, ein ungeheurer Aermel hängt daran herab, während der linke Arm enganliegendes Gewand trägt. Vielleicht hat aber kein Meister einen so verschwenderischen Aufwand mit dem gesuchtesten Faltenwurf getrieben, wie Veit Stoß, hier gipfelt ein bei ihm ganz conventionell gewordener Uebermuth, welcher bei aller Beweglichkeit doch ganz den Bildhauer auf den ersten Blick erkennen läßt. In den Conturen ist er streng und hart und sicher, unsicher aber in der Schattirung und ganz unglücklich im Druck, der in Reinheit Vieles zu wünschen übrig läßt. Ich wäre nicht abgeneigt, sämmtliche Blätter noch in die Zeit seines Krakauer Aufenthaltes zu setzen. Es sind Versuche, die er später nicht weiter fortsetzte. Alle tragen sein Monogramm und überdieß seinen Namenszug f ♁ S.

Nach dem Jahre 1495 kommt sein Name in keiner der Krakauer Stadtacten mehr vor, dafür finden wir ihn, und zwar gänzlich umgewandelt, nachdem er früher immer geachtet und ob seiner Tugend und Kunst gerühmt war, zu Nürnberg wieder, wo er im Jahre 1496 als Bürger aufgenommen ward.

Das meiste Licht über die jetzt folgende Periode unseres Meisters hat J. Baader verbreitet und zwar auf der sicheren Grundlage actenmäßiger Erhebungen; wir werden demselben beinahe wörtlich folgen müssen, da seine „Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs" von rühmenswerther Klarheit und Sicherheit zeigen und, nebenbei bemerkt, leider lange nicht nach Verdienst bekannt geworden.

Sein Umzug war auf eine bleibende Uebersiedelung angelegt; er kam mit ganzer Familie, mit Hab und Gut und Roß und Wagen, welch letzterer in der Folge noch in der Fluth verdrüßlicher Verhandlungen zur Sprache kommen sollte. Auch war das erste, daß Stoß bald nach seiner Niederlassung eines der Häuser erstand, welche Kaiser Max I. nach Vertreibung der Judenschaft aus Nürnberg als Kammergut eingezogen und dem Rathe daselbst überlassen hatte. Er kaufte dasselbe um 800 Gulden. Bald darauf (1501) legte er das damals nicht unerhebliche Kapital von 1200 Gulden als „ewiges Geld" zu einem jährlichen Zins von 50 Gulden in der Losungsstube an. Seine häuslichen Verhältnisse müssen sonach ganz wohl geordnet gewesen sein. Um so überraschender ist es, diesen hochgeachteten und hochbegabten Mann und äußerst thätigen und vielseitigen Künstler eines gemeinen Verbrechens angeklagt und überwiesen zu sehen. Die Sache war, wie Baader erzählt, folgende:

Stoß gerieth mit einem Nürnberger Handelsmann, Namens Jakob Baner in Prozeß. Bei dieser Gelegenheit producirte er einen Schuldbrief des Baner, worin dieser sich gegen Stoß zu einer Schuld von 1200 und etlichen Gulden bekannte. Der Brief war unter Baners Sekret gefertigt. Der Prozeß war aber noch nicht aus, da floh Stoß plötzlich in die Freiung eines Klosters in der Stadt. Von hier aus unterhandelte er mit seinem Gegner wegen Bezahlung der Gerichtskosten. Es muß also das Recht doch nicht gar so entschieden auf seiner Seite gewesen sein; auch versprach Stoß, dem richterlichen Erkenntnisse Gehorsam zu leisten. Somit meint er, der Sache sollt seinethalben damit genug gethan sein und verließ, sich sicher wähnend, die klösterliche Freistätte. Der Rath aber, der bereits Verdacht geschöpft hatte, ließ den Künstler gefangen nehmen und verhören. Und nun gestand Stoß und zwar „ohne peinliche Marter": den producirten Schuldbrief Baners selbst geschrieben, die Handschrift desselben nachgemacht, Baners Sekret an einem anderen Briefe abgedruckt und mit „subtilen Künsten" zugerichtet, den falschen Brief damit gesiegelt und diesen in und außer Gericht producirt zu haben! Ein trauriger Beleg seiner verschiedenartigen Kunstfertigkeiten!

Mit solchen Künsten konnte man damals noch Leib und Leben verwirken; darauf stand der Tod! Aber von vielen Seiten gingen Fürbitten ein und der Rath selbst war zur Milde und „zu großen Gnaden" geneigt. Er schenkte dem Künstler zwar das Leben, ließ ihn aber brandmarken. Der Züchtiger oder Scharfrichter brannte ihm öffentlich mit einem Eisen durch beide Backen. Das geschah im Jahre 1503.

Damit war aber der Handel noch nicht beendet.

Stoß hatte eine Unzahl Kinder, es werden eine Menge Söhne genannt, von denen zum mindesten sechse sicherlich zu seiner Familie gehörten, die Zahl seiner Töchter ist nicht bekannt. Eine derselben hatte einen gewissen Georg Trummer, eines Irhers oder Weißgerbers Sohn, geheirathet und dieser hatte unterdessen die Stadt verlassen. Er begab sich in den Schutz der Erbmarschalle von Hessen: Hermann und Theodor die Reitesel (Riedesel), welche sich seiner annahmen und von dem Rathe Genugthuung forderten für Stoß und dessen Schwiegersohn. Der Rath antwortete ihnen in einem noch vorhandenen Schreiben am „Eritag nach dem hailigen Jars tag anno et quarto" (2. Januar 1504), worin er den Hergang der ganzen Sache auseinander setzte. Als man den Meister Stoß von den Forderungen der Reitesel und den Schriften des Trummer in Kenntniß setzte, betheuerte er mit einem Eide, ihm sei weder wenig noch viel von diesem Schreiben bekannt, auch sei Alles ohne seinen

Willen geschehen. Dieß ließ der Rath hinwieder an die Reitesel gelangen.

Während indessen noch mehrere solche Schreiben hin und her gingen, floh Stoß aus der Stadt, obwohl er bei seiner Entlassung aus der Haft den Schwur geleistet hatte, die Stadt sein Leben lang nicht verlassen zu wollen. Nach seinem Entweichen bat er in einem Schreiben den Rath um Verzeihung wegen seines Austretens: Denn es sei Rede an ihn gekommen, man werde zu ihm greifen, wenn sein Schwiegersohn etwas Feindliches gegen die Stadt unternehme. Da nun derselbe und die Reitesel heftige Briefe an den Rath gerichtet, sei ihn die Furcht also hart angekommen, daß er gedacht, es sei besser taidingen (unterhandeln) in der Stauden als im Loch. Durch Baner und Trummer sei er um 4000 Gulden gekommen. Der Rath möge ihm daher verzeihen und Rechtens gegen Baner und dessen Gesellschaft verstatten, oder sein Bürgerrecht von ihm aufnehmen. Auch bat er um Geleite. Dieß schlug ihm der Rath unterm 4. November 1504 ab, weil Stoß meineidig geworden.

Als man auf die Forderungen Trummers nicht einging, schickte er dem Rathe 1505 einen Absagebrief. Dieser dagegen ließ durch seine Agenten am kaiserlichen Hofe*) bei Kaiser Maximilian das Ansuchen stellen, den Trummer in die Reichsacht zu erklären. Soweit jedoch scheint es nicht gekommen zu sein. Außer den Reiteseln nahm sich auch Graf Reinhard von Hanau um den Trummer an. Jetzt wendete sich der Rath an den Landgrafen von Hessen, daß er vermittle und über die Ansprüche Trummer's entscheide. Das fruchtete ebenso wenig. Der Zwist mit Trummer machte der Stadt noch mehrere Jahre zu schaffen. Daß Stoß die Hand im Spiele gehabt, ist kaum zu leugnen.

Aus der Zeit dieser Wirren hat sich ein Madonnenbild erhalten, welches Stoß für den Welser'schen Altar fertigte, an der nördlichen Wand im Schiffe der Frauenkirche; es ist sein erstes beglaubigtes Werk in dieser Stadt vom Jahre 1504.

Um alle Weiterungen in diesem verdrüßlichen Handel zu vermeiden, suchte der Rath den Künstler zur Rückkehr zu bewegen. Der Rathschreiber Johann Mülbeck erhielt den Auftrag, Stoßens Hausfrau in seinem Namen zu bereden, sie möge den Rath anrufen, daß er ihrem Manne freies und sicheres Geleite zu einem Verhöre gebe. Dieselbe that wie ihr angerathen; der ehrsame Rath schrieb dann gegen Ende Mai 1505 an Stoß, man werde ihm auf 6 Tage Geleit geben, wenn er in Monatsfrist zur Stadt komme.

---

*) Dr. Erasmus Topler, Probst zu St. Sebald und Jörg Holzschuher.

Baner habe dazu seine Einwilligung gegeben. Stoß nahm das Geleite an und kam im Juni nach Nürnberg, wo er sein Wegziehen zu entschuldigen suchte. Am 14. Juni beschloß der Rath, ihn in die Stadt wieder einkommen zu lassen, doch soll er sich in eine bürgerliche Strafe begeben und vier Wochen auf einem versperrten Thurm sitzen; die Hälfte dieser Strafe müsse er mit seinem Leibe absitzen, die andere Hälfte könne er mit Geld ablösen. Auch solle er von Neuem zu Gott und den Heiligen schwören, daß er ohne besondere Bewilligung des Rathes die Stadt sein Lebenlang nicht verlassen wolle. — Es wäre sicherlich besser gewesen, ihm das Wegziehen leicht zu machen!

Stoß nahm den Vorschlag zu Dank an, doch begehrte er, man möge ihm zur Abstellung seines Handels, den er bei etlichen Herren und Edelleuten Jacob Baners halben anhängig gemacht, und zur Einbringung auswärtiger Schulden, ein Jahr Frist geben. Der Rath ging darauf nicht ein, sondern bewilligte ihm nur, je zu Zeiten auf drei oder vier Wochen eine Geschäftsreise zu machen. Auch wurde ihm aufgelegt, außer gütlichen Rechtens gegen Baner nichts Unfreundliches fürzunehmen und denselben nicht weiter zu schmähen.

Am 16. Juni legte Stoß in die Hände Konrad Imhof's und Stephan Volkamer's den verlangten Eid ab. Sein Wunsch, den Antritt der Strafe auf ein Jahr zu verschieben, wurde verweigert; da fügte er sich und begab sich Ende Juni in den Strafthurm.

Da Stoß mit den Erzeugnissen seiner Kunst einen nicht unbeträchtlichen Handel trieb und die Märkte in Süd- und Mitteldeutschland häufig besuchte, so mußte ihm das Verbot des Rathes, die Stadt nicht ohne besondere Bewilligung zu verlassen, sehr schwer fallen. Er stellte daher im Januar 1506 das Ansuchen, man möge ihm erlauben, aus der Stadt zu gehen, wenn ihm an auswärtigen Orten Arbeit zustehe. Darauf erhielt er am 7. März den Erlaub, die Frankfurter Fastenmesse mit seiner Arbeit zu besuchen.

Stoß war aber damit nicht zufrieden, er wollte unbedingte Freiheit und stellte außerdem das Verlangen, an einem Pfeiler der St. Sebaldskirche ein Gedächtnißbild setzen zu dürfen. Zu letzterem erklärte der Rath unter dem 20. März 1506 könne er keine Vollmacht ertheilen; im Uebrigen aber befehle man ihm, von den Reden, daß er kein Unrecht gethan und nicht gesündigt habe, und daß er gerecht sei, abzustehen und solches nicht mehr hören zu lassen; widrigenfalls man zu Anderem geursacht würde.

Daß Stoß, so sehr man auch sonst seine Talente und seine Kunst in Ehren hielt, doch beim Rathe nicht gut angeschrieben war, geht aus verschiedenen urkundlichen Aeußerungen hervor, in denen

er als „ein unruhiger heilloser Burger, der einem ehrbaren Rath und gemeiner Stadt viel Unruh gemacht hat" bezeichnet wird.

Namentlich fiel er auch mit seinen Forderungen lästig, von denen ein sehr interessanter Punkt leider kaum mehr aufgehellt werden kann. Die Sache wäre einer weiteren Untersuchung im hohen Grade werth.

Er hatte nämlich schon im Jahre 1496 oder 1497 mit dem Rathe einen Contract gemacht, wodurch er sich verpflichtete, das große Werk der Brucken herzustellen. Was dieses „groß Werck der prucken" gewesen sei, ist schwerlich zu bestimmen. Daß es das Modell zu einer Brücke gewesen sein sollte, ist nicht recht glaublich. Der Ausdruck „pruck" bezeichnete damals auch einen erhabenen Ort, eine Bühne, ein Gerüste mit Bogen und Pfeilern. Baader glaubt, es wäre das Modell zu seinem Grabmal des hl. Sebald gewesen, doch kann dieser Plan nicht von Veit Stoß sein, wie wir bereits oben dargethan haben. — Der ehrsame Rath versprach ihm dafür ein jährliches Leibgeding von 150 Gulden, wenn er das Werk seinem Erbieten nach und in gewünschter Weise darstelle. Stoß unterzog sich der Arbeit, machte das Werk auf eigene Kosten und bezahlte dafür um 30 Gulden Eisenwerk und alles Taglohn. Das nöthige Holz gab ihm der Rath. — Für diesen machte er noch ein „klain pruckenwerk", wofür ihm 34 Gulden versprochen worden und das allen Beifall gefunden hatte. — Als ein Pfeiler im Rednitzflusse bei Stein zu wanken begann, erbot er sich, denselben wieder herzustellen und vor künftigem Schaden zu bewahren. Er leistete das Versprochene. Der Rath aber scheint seinen Versprechungen oder den Erwartungen des jedenfalls sehr vielseitigen Künstlers, der den schon zu Krakau erworbenen Namen eines Magister Technicorum sicher verdiente, nicht genügt zu haben. Wenigstens kam Stoß im Monate März des Jahres 1506 mit einer Forderung und verlangte als Lohn, und zwar erstens, für das große Werk: sein seit 8 Jahren verfallenes Leibgeding im Betrage von 1200 Gulden und für die Folgezeit die jährliche Entrichtung von 150 Gulden und den Ersatz seiner baaren Auslagen. Man möge das Werk vorher noch einmal prüfen und, wenn es gerecht befunden werde, ihm das Bedungene auszahlen. Außerdem aber soll man es von Niemand besichtigen lassen und auch nicht gebrauchen, sondern es zerlegen und zu nichte machen. — Sodann: Für das kleine Werk forderte er die versprochenen 34 Gulden oder man solle es gleichfalls abthun, auch nicht mehr gebrauchen und von Niemand besichtigen lassen. Wolle man dieses nicht, so soll man es ihm ausliefern und erlauben, daß er es an König Max, an den Pfalzgrafen oder an andere Orte verkaufe, wo er Hoffnung habe, es gut anzuwenden oder wo es nach

Verdienst bezahlt werde. Drittens: Für den Pfeiler in der Rednitz sei ihm ziemlich Belohnung versprochen worden. Alle Werkleute und auch sonst Jedermann haben an der Wiederherstellung desselben verzweifelt. Aber er habe dieselbe übernommen und mit bestem Erfolge ausgeführt, dem Rathe dadurch bei 700 Gulden erspart und den Pfeiler mit seiner Kunst, die ihm Gott verliehen, so fest gemacht, daß er ewiglich nicht mehr schadhaft werde. Er verlange dafür nicht mehr als 50 Gulden, obwohl die von Ulm einem Meister von Augsburg, der ihnen zu ihrem Gebäu seinen Rath gegeben, dafür ein jährliches Leibgeding von 50 Gulden versprochen haben. Man soll das Werk durch einen Meister von Augsburg oder Ulm besichtigen lassen; denn zu Nürnberg sei Keiner, der das verstehe. Sodann habe er, viertens: als er aus Polen gekommen, einen guten polnischen Wagen nach Nürnberg gebracht. Diesen habe der Stadt-Baumeister Seitz Pfinzing zu seinen Handen genommen. Dafür begehre er 10 Gulden. Wenn ferner ein Rath eine oder mehrere dieser Forderungen nicht erkennen wolle, so erbiete er sich zu Recht vor dem Rath der Städte Cöln, Straßburg, Augsburg und Ulm, bei welchem derselben es einem Rathe am gelegensten wäre.

Das war Viel auf einmal!

Der ehrsame und weise Rath ging aber auf diese Forderungen des Meister Veit Stoß nicht ein, sondern ließ ihm sein hohes Mißfallen darüber kund geben und eröffnen, er d. h. Veit Stoß, sei bezüglich des großen Werkes seinen Zusagen und seiner Verschreibung nicht nachgekommen, man sei ihm daher auch nichts schuldig; doch wolle man seiner Bitte willfahren und das Werk in seiner Anwesenheit zerlegen und vernichten.

Was war das für ein Werk, an welchem Stoß im Auftrage des Rathes acht Jahre lang gearbeitet hatte und welches nun in seiner Anwesenheit zerlegt und vernichtet wurde? Ich gestehe, daß die Idee, Veit Stoß habe ein großes Modell nach seiner grandiosen Zeichnung zum Sebaldus-Grab ausgeführt, daß diese Conjectur etwas sehr reizendes habe, aber mir doch nicht begründbar erscheint, da die erste Bedingung fehlt, denn es kann nicht mit unfehlbarer Gewißheit nachgewiesen werden, daß der von Heideloff aufgefundene Plan von Veit Stoß herrühre. Zudem ist diese Zeichnung so rein im deutschen Style durchgeführt, wie ihn nur ein Meister vom alten Schlage ersinnen konnte, schwerlich aber Veit Stoß, der mit seiner Gothik am Grabmale des König Kasimir, gänzlich dem sinkenden Geschmack dieses Styles gehuldigt hatte. Wenn man geltend machen will, daß der Entschluß des Rathes, dem Peter Vischer die Anfertigung eines Grabmals aus Messing zu übertragen, erst im Jahre 1507 gefaßt wurde, also nachdem man mit

Stoß neuerdings in Streit gerathen war — so wäre dagegen auch der Umstand zu berücksichtigen, daß in eben demselben Jahre erst Adam Kraft zu Schwabach starb! Derselbe hätte niemals zugegeben, daß sein großes Werk in so verkrüppelter Gestalt von Peter Vischer ausgeführt würde, denn der Peter Vischer'sche Guß ist offenbar nichts, als der im Vischer'schen Geiste verbesserte, in Wahrheit aber verzopfte kleinliche Rest des großen, prachtvollen und ganz unvergleichlichen Entwurfes. Der Vischer'sche Guß ist die erste Huldigung der folgenden Renaissance.

Veit Stoß hat ausdrücklich beigesetzt: in Nürnberg sei Keiner, der sein Werk zu würdigen verstehe. Es ist das eine Aeußerung, die wohl im Style des störrigen Meisters liegt, der die durchbrannten Backen noch immer voll zu nehmen liebte. Es ist damit offenbar eine Kunstübung gemeint, die zu Nürnberg noch nicht Eingang gefunden hatte. Dagegen (und ich will es nicht verschweigen) könnte man geltend machen, daß sie sehr wohl zu dem Gegenstande paßte, d. h. wenn der Plan zum Sebald-Grabmal von Stoß stammte — denn in Nürnberg lebte um diese Zeit wirklich Keiner mehr, der die Reinheit des germanischen Spitzbogen zu würdigen verstanden hätte; selbst Dürer nicht, welcher schon zu sehr in seiner „antiquischen Manier" sich gefiel. Es gibt also noch genug Räthsel zu lösen! Wer wird sich jetzt noch verwundern, daß es in einer uns viel mehr entfernteren Zeit ganz unwegbare Gehege gibt, da in einer verhältnißmäßig noch so nahe liegenden Periode kein Fußsteig mehr zu erblicken ist, als jener der Conjectur und aufs Geradewohl! — Lassen wir das, um zur Rückäußerung des ehrsamen Rathes zurückzukommen.

Für das kleine Werk, respondirte der Rath, seien dem Kläger nur 22 Gulden versprochen worden und diese sollen ihm an seiner Schuld abgehen. Seinem Wunsche dasselbe abzuthun, soll nachgekommen werden. Für den Pfeiler sei ihm nichts versprochen worden, doch wolle man ihm für seine Mühe — 10 fl. geben und wegen des polnischen Wagens sich erkundigen. Man werde dann thun, was Recht sei. Wolle er sich damit nicht zufrieden stellen, so erbiete sich ihm ein Rath zu Recht auf die Stadt Windsheim oder Weißenburg. Dabei müsse es Stoß als ein gehorsamer Bürger bleiben lassen und von seinen Drohreden abstehen.

Wer sich aber nicht beruhigte, sondern bei seiner Forderung stehen blieb, war Veit Stoß. Er weigerte sich, bei den Städten Windsheim oder Weißenburg Recht zu suchen; dagegen ließ er sich verlauten, er werde die Stadt bei königlicher Majestät verklagen und allda Rath suchen; er wisse schon, wie er den Rath verklagen müsse und sei durchaus nicht gesonnen, die Sache also beruhen und liegen zu lassen.

Auf dieses hin beschloß der Rath am 26. März 1506 kurzweg, sich seiner zu bemächtigen und ihn in's Lochgefängniß zu bringen, was auch ohne Verzug sofort zur Ausführung kam.

Stoß saß aber dießmal nicht lange; nach kurzer Zeit erhielt er seine Freiheit wieder. Er schrieb nämlich an den Rath, er wolle das Recht, das ihm auf Windsheim oder Weißenburg geboten worden, nicht allda, sondern, wie es einem armen Bürger zustehe, zu Nürnberg selbst nehmen. Er ist jetzt artig und geschmeidig und titulirt den Rath als seine „Fwrsichtigen gwnstyen Herren". Mit der Feder ging's ihm also etwas schwer; auch sein Name ist eigenthümlich geschrieben: „Feyt stwoß."

Das verschaffte ihm wieder die Freiheit. Er bekam auch Geld; 70 Gulden Landeswehrung und zwar „für etlich Arbeit, die er gemeiner Stadt gemacht." Wenn das die ganze Abfindung und Stoß damit zufrieden war, so mußte es mit seiner ganzen Forderung ziemlich windig bestellt gewesen sein.

Um diese Zeit arbeitete er an zwei Bildern unter das Kreuz in Unser Lieben Frauen-Kirche, wozu er von dem Rath eine Linde aus dem Walde nach Waldsordnung verlangte, was ihm auch gewährt wurde. Aber sein erneuertes Ansuchen, ohne besondere Erlaubniß aus der Stadt und weiter als in seinen Garten wandern zu dürfen, wurde ihm am 30. Mai 1506 abgeschlagen und der frühere Beschluß eingeschärft.

Stoß mußte die Mittel und Wege, welche an den Hof führen, wirklich gut gekannt haben; denn nicht lange nach diesem Rummel setzte er bei König Maximilian durch, daß ihm dieser in Form eines königlichen Mandats einen Restitutions- und Rehabilitationsbrief ertheilte, der ihn aller bürgerlichen Ehren wieder theilhaft machte und die Schmach der Brandmarkung vertilgen sollte. Stoß bat den Rath wiederholt, ihn dieses Mandat öffentlich anschlagen zu lassen. Derselbe wollte aber hartnäckig sich nicht dazu verstehen und suchte den Künstler zu bereden, er möge sich des Mandats nicht bedienen; er dürfe sich dann von Seite eines Rathes keiner weiteren Ungunst versehen! Das geschah am 7. September 1506. Wer war nun in seinem Rechte? Der ehrsame Rath kauft ihm seine Restitutio in integrum mit dem Versprechen ab, den Künstler nicht weiter zu verfolgen! Da liegt noch Manches inzwischen verborgen!

Nach dieser Zeit war Stoß mit Arbeiten für König Maximilian beschäftigt. In den Monaten Februar und März 1507 erhielt er die Erlaubniß, sich an des Königs Hof zu begeben und in desselben Geschäften ohne besondere Erlaubniß sich auf — eine Meile von Nürnberg zu entfernen. Doch soll er ohne Wissen des Rathes

über Nacht nicht aus der Stadt bleiben. Was damals ein ehrsamer und hochwohlweiser Rath nicht Alles wissen und überwachen mußte! Die Herren trugen alle mögliche Sorge, sich die schwere Kunst des Regiments recht angelegen sein zu lassen. Aber das war von jeher die Sitte der Menschen: sich das Leben so schwer und bitter wie möglich zu machen.

Seinen Kunstgenossen gegenüber war des Künstlers Stellung seit seiner Brandmarkung nicht die angenehmste. Ein störriger Mann, ein hochweiser Rath und die schmachvolle Züchtigung: das Alles half zusammen, daß die Meister und Gesellen des Bildschnitzens bei ihm nicht Arbeit nehmen wollten, auch nicht nach seiner Rehabilitation durch Maximilian. Er beklagte sich darüber beim Rath, den er anging, derselbe möge sämmtliche Bildschnitzer, Meister und Gesellen durch einen Stadtknecht zusammenrufen und ihnen die kaiserlichen Briefe und seine Begnadigung vorhalten lassen. Auf diese Bitte meinte der Rath (am 20. Oktober 1508), er solle seine Briefe den Bilderschnitzern nur selbst eröffnen; ob sie dann bei ihm arbeiten oder nicht, das lasse ein Rath geschehen; dieser wolle Niemand weder dazu nöthen noch auch davon abhalten. Begegne aber dem Meister Stoß von einem Meister oder Gesellen etwas Unbilliges, oder werde er geschmäht, so werde man ihn schützen.

Ob er von da an Friede gehabt habe, melden die Acten nichts. Daß er aber fleißig arbeitete und noch in hohen Jahren thätig war, davon zeugen seine Werke. Wir beschränken uns hier nur auf eines derselben, den berühmten „Rosenkranz" oder die Darstellung des englischen Grußes. Man sagt sonst im Leben, jedes Buch habe seine eigene Geschichte. Wohl! Aber auch die Werke der bildenden Kunst, ebenso wie alles Andere in dieser Welt des Werdens, Wandels und Vergehens.

Anton Tucher hatte im Jahre 1518 die Stiftung gemacht und bei dem Meister das Bild bestellt, welches hoch vom Gewölbe der Lorenzkirche herabhängt. Das Hauptstück daran ist die göttliche Gnadenbotschaft: die hl. Jungfrau, in der Linken ein Büchlein, die Rechte auf die Brust gelegt wie zur Betheuerung: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn", ebenso der in priesterlicher Casula erscheinende Engel, sind freistehende, überlebensgroße Rundbilder, welche ein geschnitzter Rosenkranz rahmenartig umspannt. Ueber dem Kranze erscheint im Geleite zweier Engel der segnende Gott Vater, mit Krone und Scepter; andere Engelein musiciren und erheben Gesang und Saitenspiel und umflattern die heilige Darstellung; auch wird der Boden von einem schwebenden Engel getragen; unter dem Kranze ist die Schlange mit dem Apfel der Eva bemerkbar, welche durch das umgekehrte Ave besiegt wird, womit der Engel der Verkündigung die jungfräuliche Gottesmutter begrüßt. Der Kranz selbst wird von den sieben Freuden Mariens umschlossen (die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi, die Anbetung der Weisen, Auferstehung

Christi, Sendung des hl. Geistes und Mariä Krönung); es sind sieben runde Flachbilder und jedenfalls das Schönste, was von Veit Stoß bekannt ist. Reizend ist die fromme Anmuth und die zarte Weiblichkeit Mariens, wie überhaupt der weiblichen Figuren unseres Bildners. Als das in Farben und Gold strahlende Werk aufgezogen ward und vor den Augen der Gläubigen prangte, da feierte der Meister einen großen Triumph und wohl Mancher vergaß darüber, daß er ehedem mit dem Künstler nicht eben auf dem besten Fuße gestanden sei, die Bürgerschaft und die Stadt fühlte sich getragen vom stolzen Bewußtsein, in ihren Mauern wieder um ein Stück unvergänglichen Ruhmes reicher geworden zu sein. Nur einzelne Neidhämmel gingen umher und schmälten auf den Alten, der nicht vorgehen wolle und mit seinen veralteten Manieren beweise, daß er sich längst überlebt habe und seine Zeit nicht begreife u. s. w. Dergleichen hämische Liebenswürdigkeiten hat jeder große Künstler, sowohl früher wie nachher, zur Genüge genossen; es muß wohl solche Menschen geben, weil sonst die Welt ohne dieselben gar zu schön wäre.

Für näselnde Kritiker gibt es keine bessere Antwort, als jenen Witz, welchen jener alemannische Baumeister an sein Münster setzte: Mach's nach!

Der „Rosenkranz" blieb aber nicht gar zu lange in Ehren. Mit der Reformation kam auch der zänkische Prediger Osiander, der gegen das an einer kunstreichen Kette im Chor herabhangende Schnitzwerk gewaltig eiferte und die hl. Jungfrau immer nur „die goldene Grasmagd" nannte. Da gab man nach und umhüllte sie mit einem grünen Tuch, worauf das Tucher'sche Wappen und diesen Sack schnürte man unten zusammen. Da gab der Prediger Ruhe und sein glaubenseifriges Auge fühlte sich nicht mehr beleidigt. Uebrigens war der gute Ehren-Osiander ein eigener Kauz, der überhaupt manchen Strauß ausfechten und manchen Schabernack ertragen mußte. So hatte man z. B. beim letzten „Schempartlaufen" (im Jahre 1539) einen Priester, der ihm täuschend nachgeahmt war, in die Mitte zwischen einen Doctor und einen Narren gesetzt, was der geistliche Seelenhirt so übel nahm, daß er Lärm schlug und dadurch die gänzliche Abschaffung jenes ergötzlichen Volksfestes veranlaßte. Die Mummerei hatte mit dem genannten Jahre wirklich zum letzten Male statt gehabt.

Im Verlaufe der Zeit fand später die Kette einen absonderlichen Liebhaber, man nahm sie herab und ersetzte sie durch einen Strang. Dann wollte man den „englischen Gruß" in der Lorenzkirche nimmer mehr leiden, transportirte ihn also in die Kaiserkapelle und von da in die Frauenkirche und von hier wieder nach St. Lorenz, befestigte ihn aber nicht gehörig, so daß das Werk (anno 1817) fünfzig Fuß

hoch herabstürzte und völlig zertrümmert wurde. Doch gelang es den Brüdern Rotermundt denselben vortrefflich wieder zusammenzusetzen und aufzufrischen, nur die mächtige Krone wurde nicht wieder hergestellt. Mit dem „englischen Gruße" hatte Anton Tucher auch einen großen Leuchter in die Lorenzkirche verehrt; die daran befindlichen Skulpturen könnten vielleicht von V. Stoß gewesen sein.

Aus dem Jahre 1523 stammt ein Hochrelief mit der Anbetung der Hirten, welches Stoß in einen Altar der Frauenkirche zu Bamberg arbeitete. Im Jahre 1526, als der Meister schon ein Greis von mehr als 80 Jahren war, fertigte er noch für den Hauptaltar der Sebalduskirche ein großes Crucifix mit Maria und Johannes; das Haupt des Welterlösers ist ein Meisterwerk von Ausdruck. Es ist jetzt auf dem Hochaltare in St. Sebald. Der Kurfürst von Mainz bot im Jahre 1652 dem Rathe zu Nürnberg 1000 Ducaten dafür, der Rath gab dasselbe aber nicht her!

Um diese Zeit, am 9. August des genannten Jahres starb seine zweite Frau, Barbara Herz, und zwar in Abwesenheit ihres Gatten; etliche wollten sogleich zu seinem Gute greifen, aber der Rath wehrte und ließ des Künstlers Hab und Gut im Beisein seiner Verwandten inventarisiren und in Verwahr nehmen. Ob dieses Inventar nicht noch zu finden wäre? und was es enthielt?

Trotzdem daß Stoß in so hohem Alter stand und schließlich noch zu erblinden begann, fing er doch noch einen Prozeß an und zwar diesesmal mit Peter Imhof und dem Hirschvogel, gegen die er verschiedene, von Hans Sturzedel herrührende Forderungen geltend machen wollte. Dieselben erboten sich zu Recht, Stoß wollte es aber nicht aufnehmen. Da gebot ihm der Rath am 25. Mai 1527, seine Gegner nicht vom Rechten zu dringen; auch mußte er schwören, daß er diesen Handel seinen Söhnen nicht übertragen wolle; man werde es ihm an seinem Leibe büßen lassen, wenn dem Imhof oder Hirschvogel darüber etwas Arges zustehen sollte. Darauf verlangte Stoß, der Rath solle ihm einen seiner Doctoren zu einem Advocaten geben. Man ließ ihm die Wahl zwischen Dr. Michel Marstaller und Dr. Valtin Ketzler. Dr. Christoph Scheurl vertrat den Imhof und Hirschvogel.

Der Ausgang dieses Handels ist nicht bekannt. In dem Jahresdecret, wodurch ihm ein Anwalt zugetheilt wurde, wird Stoß abermals ein „irrig und geschreyig Mann" genannt.

Endlich im Jahre 1533 starb er, wie man glaubt, 95 Jahre alt und völlig erblindet. Ein Biograph rühmt von ihm, er habe sich immer des Weines enthalten und überhaupt sehr mäßig gelebt. Außer unzähligen anderen Werken nach den verschiedensten Ländern, soll er auch dem König in Portugal die lebensgroßen Figuren, Adam und Eva geschnitzt und bemalt haben, „solcher Gestalt und Ansehens,

als wären sie lebendig," davor sich der hohe Monarch nicht wenig entsetzt haben soll, als man die Kisten auspackte.

Stoß hinterließ viele Söhne. Der ältere, Namens Stanislaus, übte die Kunst des Vaters. Er kommt in einer Urkunde von 1509 vor, wo er das Haus eines Zeyfried Bethmann in der „Brentengasse" um 220 Gulden und zwei halbe Schocken kaufte. Im Jahr 1515 und 1527 erscheint er unter dem Namen Stenczel Schnyczer als Altmeister der Malerzunft in Krakau. Sein Bruder Martin war ebenfalls Künstler, gab aber zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters sein Bürgerrecht in Nürnberg auf und ging auch nach Krakau, wo er in einem Akte von 1541 „Martinus Stosz frater germ. Stanislai Stotz" genannt wird. Ein dritter Sohn, Andreas, wurde geistlich und zum Provinzial der Carmeliter erhoben; nach dem Eintritt der Reformation schaffte man ihn aus der Stadt. Es wäre leicht möglich, daß auch die beiden Vorgenannten wegen den religiösen Wirren auswanderten. Andreas forderte 1537 vom Rath eine Tafel zurück, die sein Vater ins Carmeliterkloster gemacht hatte; der Rath verstand sich dazu. Ein vierter, Namens Florian Stoß, forderte den Rath im Jahre 1541 ebenfalls wegen seines Vaters an und verlangte insbesondere die Auslieferung eines Bildes bei den Augustinern. Der Rath erklärte, man wolle es ihm geben, wenn er die 150 fl. bezahle, die darauf hinausgegeben wurden. Die jüngsten Söhne, Veit und Philipp Stoß, erlernten bei Hans Neudörffer die Schreibekunst und traten dann in kaiserliche Dienste und sollen von Maximilian II. in den Adelstand erhoben worden sein.

Außer diesen kommt auch ein Christoph vor und ein Albertus Stoß, letzterer 1514 mit seiner Frau Katharina Woitkowa; der Name klingt polnisch. Mit dem alten Veit Stoß ziemlich gleichzeitig ist ein Gutsbesitzer Sigmund Stoß, der in einer Urkunde von 1492 „generosus et strenuus Dom. Sigismundus Stocz de Albrechtisdorf" genannt wird, und 1521 kommt ein Gener. Dom. Sigismundus Stosch de Cunycze vor. Ihre etwaige Verwandtschaft mit dem alten Meister bleibt dahingestellt.

Vgl. Nagler im Kunstblatt 1847, Nr. 36 u. Fr. v. Quast, ebendas. Nr. 50. E. Förster: Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1853. II. 25 ff. C. Wurzbach: die Kirchen der Stadt Krakau. Wien, 1853, S. 120 ff. u. 340 ff. R. v. Rettberg: Nürnbergs Kunstleben. Stuttg. 1854, S. 79 u. 145 ff. Rudhart: Histor. Taschenb. f. 1851, S. 91 ff. J. Baader: Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Nördlingen, 1860, S. 14 ff. u. 97 ff. Anzeiger f. deutsche Vorzeit, 1860, Nr. 11, u. Sighart, Kunstgeschichte S. 535 ff.

Ein deutscher Naturforscher.

(Konrad von Megenberg.)

(1309—1374.)



I.

In unseren Tagen, wo den Naturwissenschaften ein so bevorzugtes Studium zu Theil geworden ist, wird Mancher diesen Namen vielleicht zum ersten Male hören und doch ist unser Konrad von Megenberg der erste, welcher in deutscher Sprache ein Werk über diesen Gegenstand verfaßt hat.

Was man von seinem Leben weiß, ist kurz Folgendes:

Konrad wurde im Jahre 1309 geboren in dem östlich von Schweinfurt gelegenen Dorfe, welches von dem alten Bergschloß Maginberc, Megenberg, Meinberg den Namen trägt. Er muß behäbiger Leute Kind gewesen sein, denn er studirte zu Erfurt und ging bald nach Paris, wo er an dieser weitberühmten Hochschule acht Jahre lang über Theologie und Philosophie Vorlesungen hielt und den Doctorhut erlangte. Damals war es, daß ein großer Comet erschien, welcher über vier Wochen sichtbar blieb und mit dem Schweif gegen die deutschen Lande wies. Das gab großes Reden, was das zu bedeuten hätte; Konrad selbst paßte sorgfältig darauf, fand aber nichts, als daß, da er noch in demselben Jahre 1337 von Paris weg nach Wien übersiedelte, viel Heuschrecken von Ungarn durch Oesterreich und Bayern hergeflogen kamen. In Wien muß unser Megenberger jedoch nicht zu lange verweilt sein. Es begegnete ihm etwas, namentlich in Anbetracht seiner Jugend, sehr Seltsames. Sein ganzer Körper wurde durch eine Art Gicht oder Gliederkrankheit gelähmt, so zwar, daß er keinen Schritt gehen und mit seinen Händen keinen Bissen zum Munde führen konnte. In diesem Elend hatte er einen wunderlichen Traum, der sein Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Erhard wendete; es lag ihm um so näher, überirdische Hülfe zu suchen, da er sein bitteres Leiden als eine Prüfung der göttlichen Weisheit betrachtete. Also ließ er sich, wie er selbst in anziehender Weise in der Biographie dieses Heiligen erzählt, in ein Schiff tragen, fuhr damit gen Regensburg und ließ sich dort, während eines feierlichen Hochamtes von seinen Freunden, mit kreuzweise ausgespannten Händen vor dem Altar des heiligen Erhard niederlegen, dessen Gedächtniß er durch zwei zu diesem

Zwecke gedichtete lateinische Hymnen feierte. Und siehe da! alsbald besserte sich seine Krankheit und Konrad erlangte seine frühere Gesundheit wieder. Das geschah im Jahre 1342. Von da an blieb er auch zu Regensburg und erlangte alsbald durch den Ruf seiner Predigten eine Pfründe und ein Canonicat am Dome. Nur einmal verließ er in der Folge die liebgewordene Stadt, im Jahre 1357, um die Angelegenheiten der Conventualen des Klosters St. Emeram, des Bischofes und des Rathes, dem Papst Innocenz VI. in Avignon vorzulegen, wo ihm auch eine alle Theile befriedigende Vermittelung gelang.

Er starb am 14. April 1374, in seinem 65. Lebensjahre. Das ist mit wenigen Federzügen der äußere Umriß seines Lebens. So unbedeutend dasselbe erscheinen mag, so erhält es seinen Vollwerth jedoch, wenn man Konrad als Schriftsteller betrachtet. Als solcher ist er einer der fruchtbarsten seiner Zeit. Er beschränkte sich darin nicht auf die Grenzen seines Standes und Berufes, sondern griff weit darüber hinaus in Politik und Wissenschaft und fand sogar noch Zeit, seine Ideen in poetischer Form zu gestalten, kurz, er entfaltete nach den verschiedensten Seiten hin eine erstaunliche Thätigkeit. In Mitten der leidenschaftlichen, kirchlich-politischen Kämpfe, welche die damalige Welt lange schon in Aufruhr und Bewegung setzten, verhielt er sich nicht als müßiger, gleichgültiger Zuschauer, sondern nahm daran durch Schrift und Wort lebendigen Antheil. Dabei ist seine Ruhe und sein klarer Geist anzuerkennen, denn, obwohl der kirchlichen Parthei zugewendet, gehörte er doch nicht zu den unbedingten Gegnern unseres Kaiser Ludwig, sondern wußte für die Fehler auf beiden Seiten ein offenes Auge und einen ungetrübten Blick sich zu bewahren.

So viel wir wissen, hat er mehr als zwanzig Schriften verfaßt, beinahe alle in lateinischer Sprache; Vieles davon scheint verloren oder doch nur wenigstens dem Titel nach mehr bekannt, auch die historische Reihenfolge ihrer Entstehung ist ungewiß.

Das erste bestimmbare, noch in Paris verfaßte und handschriftlich nur dort vorhandene Werk, ist eine in lateinischen Reimzeilen verfaßte Klage über den Zustand der Kirche in Deutschland; es entstand im Jahre 1337. Dem Gedichte geht ein doppeltes Vorwort voran, wovon das erste an den päpstlichen Legaten in Deutschland, Arnold de Virdello, das andere an den päpstlichen Capellan und Rechtslehrer Johannes de Piscibus gerichtet ist. Das Gedicht selbst, welches mit einer höchst ehrerbietigen Anrede an den hl. Vater beginnt, zerfällt in zwei Theile: im ersten klagt die Kirche Deutschlands über das Zerwürfniß zwischen dem Papst und Kaiser Ludwig dem Bayer; im zweiten werden der Clerus

und insbesondere die sog. Bettelorden getadelt, welche damals mit unerschütterlicher Treue zu dem Kaiser hielten; der Dichter macht ihnen den harten Vorwurf, daß sie unter dem Scheine der Einfalt die Kirche vergiften und unter den Gläubigen das vorerwähnte Zerwürfniß nähren.

Daß er (um hier gleich alle seine poetischen Schriften abzuschließen) auch zwei Hymnen an den hl. Erhard gedichtet habe, ist bereits erwähnt; ebenso verfaßte er einen lateinischen Lobgesang zum Preise der von ihm so hochverehrten hl. Jungfrau, worin er dieselbe mit den zwölf in der Apocalypse genannten Edelsteinen vergleicht.

Gehen wir zu seinen weiteren Schriften über, in denen er sich der lateinischen Sprache bediente, so ist ein Spiegel des menschlichen Heiles aus dem Jahre 1348 anzumerken, ein Büchlein, welches der Verfasser dem Herzog Rudolph von Oesterreich widmete. Einige Jahre später war das große Werk fertig, welchem er den Namen Oeconomica gegeben hat. Es ist dem Bamberger Bischof Leopold von Bebenburg gewidmet, der diese Würde von 1352—1362 bekleidete. Diese Widmung hat offenbar einen tieferen Grund als bloß allgemeine Verehrung für den angesehenen, auch litterarisch thätigen Kirchenfürsten: sie beruht vielmehr auf einer damals wohl nicht allzu häufigen Uebereinstimmung ihrer Ansichten über die kirchlichen und politischen Zustände jener Zeit. Diese Schrift über den weltlichen und geistlichen Staatshaushalt ist leider so viel wie verschollen, es hat sich davon nur die Widmungsepistel und eine beiläufige Uebersichtsangabe erhalten; man sieht daraus deutlich, wie groß der Verlust dieser Handschrift anzuschlagen ist! — Ungefähr in derselben Zeit, sieben Jahre nach dem Tode des Kaiser Ludwig († 1347), schrieb Konrad einen Tractat für die römische Kirche und Pabst Johann XXII., und zwar gegen Wilhelm Occam; er muß ziemlich scharf und schneidig gewesen sein, wenigstens drückt sich unser bayerischer Chronist Aventin, welcher selben noch vorfand, ziemlich herb und einseitig darüber aus. Dieser Tractat ist gleichfalls für uns verloren, ebenso wie ein großes historisches Werk, ein Chronicon. Andere kleine Schriften sind seine Statuten und Herkommen des Regensburger Capitels (1355), das Leben des hl. Erhard, ein Tractat an Pabst Urban V. gegen die Medicanten u. a. dgl. Sie scheinen jedoch keine große Verbreitung gefunden zu haben und es ist beinahe unbegreiflich, daß keine Abschriften, weder in Wien noch in München sich finden ließen. Ohne alle Wirkung auf seine Zeitgenossen können sie nicht geblieben sein, wenn auch keines ein solches Aufsehen gemacht hat, wie sein Buch der Natur, welches wohl würdig ist, etwas näher besprochen zu werden. —

II.

Bereits zur Zeit seines Wiener Aufenthaltes verfaßte Konrad von Megenberg eine kleine Schrift, die deutsche Sphära betitelt, welche zwar eine, dem pädagogischen Bedürfnisse angepaßte Bearbeitung nach dem Lateinischen des Johannes Holywood (Sacro-Bosco) war, die aber für uns ein besonderes Interesse beanspruchen darf, da sie das erste deutsche Handbüchlein der Physik und Astronomie ist. Es wurde oftmals abgeschrieben und dann mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, zugleich aber mit Verschweigung des Namens des Verfassers und mit mannigfachen Aenderungen und Zusätzen zuerst von Konrad Hainfogel in Nürnberg 1516 herausgegeben und dann zu Köln 1519, zu Straßburg 1533 und 1539 wacker nachgedruckt.

Darauf entstand in den Jahren 1349—1350 das zweite deutsche Werk Konrads, das sogenannte Buch der Natur, welches seinen Namen für lange Zeit und man darf jetzt kühnlich sagen, für immer berühmt und unvergeßlich machte. Konrad trat damit als der erste auf diesem Gebiete, aus dem Kreise des Herkömmlichen heraus, indem er das Reich der Natur, dessen Pforten bisher nur dem gelehrten Stande geöffnet waren, zum ersten Male auch den Laien erschloß. Zwar hatte man schon seit dem XII. Jahrhundert Versuche gemacht, durch deutsch geschriebene Büchlein und Abhandlungen über einzelne Theile der Naturgeschichte und Naturlehre, über Himmelskörper und Naturerscheinungen, über Thiere und namentlich über Pflanzen, naturhistorische Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Dahin gehört der sogenannte Physiologus, der Lucidarius oder die Aureagemma, die Meinauer Naturlehre und eine Anzahl von Arzneibüchern, in welch letzteren die Kräuter und deren Heilkräfte eine hervorragende Rolle spielen. Aber es sind nur vereinzelte, nur in engen Kreisen sich bewegende Versuche, von denen kaum angenommen werden darf, daß sie jemals von irgend weitergreifendem Erfolge waren. Der Sinn und die Empfänglichkeit für naturhistorische Dinge war gewiß jeder Zeit im Volke lebendig vorhanden und Konrad entsprach nur einem Bedürfnisse seiner Zeit, als er, die bisherigen engen Grenzen durchbrechend und das Zerstreute zusammenfassend, dem deutschen Volke sein methodisch angelegtes, reichhaltig und anziehend geschriebenes Buch vorlegte. Wie sehr dasselbe dem damaligen Geschmack und der Richtung jener Zeit entgegenkam, beweist eben seine ungemeine Verbreitung, und man kann wohl sagen, daß Alles, was bis ins XVI. Jahrhundert auf naturhistorischem Gebiete in Deutschland

geschrieben und geleistet wurde, mehr oder weniger auf den von Konrad gegebenen Anstoß zurück zu führen ist; ja als Volksbuch fristete es sein Leben sogar bis in die neuere Zeit, indem es in den Kreis derjenigen ächten Lieblingslectüre gerieth, welche, meistens „gedruckt in diesem Jahre", eine unvergängliche Jugend beansprucht.

Konrads Buch ist gerade kein Originalwerk, sondern die Bearbeitung eines liber de natura rerum, welches Thomas Cantimpratensis,*) ein Schüler des berühmten Albertus Magnus verfaßt hat. Dieser Thomas wurde 1201 in der kleinen Stadt Leuwis bei Brüssel geboren, war erst Augustiner, dann Dominikaner, machte Reisen in verschiedene Länder, auch nach Deutschland und starb um 1270. Sein obengenanntes Buch mag zwischen 1230—1244 geschrieben sein, wurde aber später niemals gedruckt. Fünfzehn Jahre lang hatte Thomas unabläßig gesammelt und dahin gearbeitet, den Inbegriff naturhistorischer Kenntnisse aus alter und mittlerer Zeit in ein Compendium zu vereinigen. Er selbst sagte in der bescheidenen Vorrede, daß ihm viele Bücher theils unbekannt, theils unzugänglich geblieben seien, aber er tröstet sich mit dem Bewußtsein, keine Kosten und Mühen gespart zu haben, um seinem Opus die größtmöglichste Vollständigkeit zu geben und mit Befriedigung und gerechtem Stolze dürfe er darauf hindeuten, daß damals kein Werk existirte, welches auf so engem Raume einen so reichen und manigfaltigen Stoff in sich vereinigte.

Wenn nun unser Konrad sich die Aufgabe stellte, dieses Buch seinem Volke zugänglich zu machen, so kann sein Verdienst nicht im mindesten geschmälert werden. Er übersetzte dasselbe nicht sklavisch, sondern bearbeitete es völlig frei und selbstständig und trug es so vielfach verbessert und erweitert, in sein geliebtes Deutsch herüber. Die Folge war, daß es unzählige Mal abgeschrieben wurde — die Münchner Bibliothek hat davon allein 17 Handschriften — und daß es mit der Erfindung der Buchdruckerkunst mit zu den ersten Werken gehörte, welche auf diese Weise vervielfältigt wurden. Hans Bämler in Augsburg hat das Werk zuerst 1475 und dann 1478 und 1481 noch einmal gedruckt, ebenso 1482 und 1499 Hans Schönsperger und nebenbei noch 1482 Anton Sorg. Alle diese Ausgaben sind in Folio und mit vielen, oft höchst seltsamen Holzschnitten ausgeziert. Also immer ein Prachtwerk. In der Folge aber wurde es, wie bereits bemerkt, wirklich unzählige Male immer wieder neu aufgelegt, bis endlich der rühmlichst bekannte Kenner und Forscher der mittelhochdeutschen Literatur, Herr Professor Dr. Franz Pfeiffer

*) Thomas hat seinen Beinamen von der unfern Chambray gelegenen Abtei Cantimpré, welcher er früher als Mitglied angehörte.

in Wien, auf Grund der besten und ältesten Handschriften, mittelst eines lehrreichen Wörterbuches und einer dankenswerthen Einleitung, dasselbe neu herausgegeben hat (Stuttgart 1861).

Das Ganze zerfällt in acht Haupttheile; der erste handelt „von dem menschen und seiner gemainen natur", das zweite „von den himmeln und den siben planêten", das dritte von den Thieren im Allgemeinen und zwar: a. „von den diu da gênt auf erden." b. „von dem geflügel." c. „von den meerwundern." d. „von den fischen." e. „von den slangen." f. „von den würmern." Der vierte Theil schreibt von den Bäumen, worauf ein eigener Theil von den wohlriechenden Hölzern (wolsmeckenden paumen) berichtet; das umfangreiche fünfte Kapitel behandelt die Kräuter, das nächste die Steine und ein eigenes die Edelsteine (von dem gesmaid), worauf der Schlußtheil „die wunderleichen prunnen" in's Auge faßt.

Natürlich kommt viel Fabelhaftes und Sagenhaftes darinnen vor, doch stellt Konrad Alles so viel wie möglich nach seinem besseren Wissen dar. Er erwähnt z. B. die volksthümliche Vorstellung vom Mann im Monde, widerspricht aber selbe sogleich: „der môn hât in im schwarz flecken und sprechent die laien, es sitz ain man mit ainer dornpürd (Dornbusch) in dem mônen; daz ist aber niht wâr." Ueberhaupt besaß Konrad neben seiner Gelehrsamkeit und allgemeinen Bildung viel natürlichen Verstand und Mutterwitz, und wenn er sich in seinen Ansichten und Anschauungen überall als das Kind der Zeit, in welcher er lebte, zu erkennen gibt, so gehört er doch keineswegs zu den Leichtgläubigsten und gar oft regt sich bei ihm der Zweifel. Denn mit welcher Naivetät und Treuherzigkeit er auch im Allgemeinen die wunderbarsten Nachrichten seines Buches oder anderer Quellen ohne weitere Bemerkung wiedergibt, manchmal wird es ihm doch zu stark und sein gesunder Sinn sträubt sich dagegen. Er setzt dann wacker sein „ich gelaub sein niht" bei oder begnügt sich bei gewissen Angaben, für die er keine Verantwortlichkeit übernehmen will, zu sagen: „das hân ich niht gesehen", oder: „des waiz ich niht." Ein andermal, wo von dem getrockneten Wolfsherzen die Rede ist, daß es gar trefflich und fein schmecke, oder daß die Kraniche einen Stein im Magen haben, der im Feuer gebrannt zu Gold werde, bemerkt er mit trockener Ironie: „alsô sprechent die ez versuocht habent."

Oefter zieht er gegen den einfältigen Aberglauben und Unglauben des gemeinen Volkes zu Felde und spottet darüber; so erklärt er die Meinung, daß der Donner ein Stein sei, der vom Himmel falle, für eine Unwahrheit. Deßungeachtet hielt das Volk daran fest; die Belemniten galten immer als Reste von Blitzen, das heißt, als gleichsam abgesprungene Stücke vom Steinhammer des

Donnergottes. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts befand sich in der churfürstlichen Kunstkammer zu München ein „schwarzer Strahl oder Wetterstein vom Himmel", auch wurden daselbst „zwei schlechte Messer in einer Scheiden" gezeigt, „durch welche das Wetter ein Loch geschlagen und auf einer Seiten die Scheide unverletzt gelassen." —

Schärfer äußert sich der Megenberger beim Erdbeben, dessen Ursachen dem Volke unbekannt seien, „darum dichten alte Weiber, die sich der Weisheit annehmen, es sei ein großer Fisch, der heiße Celebrant, darauf stehe das Erdreich, und dieser Fisch, sagen sie, habe seinen Schweif in dem Mund, wenn er sich nun bewege oder umkehre, so bebe das Erdreich." Wir wissen das heut zu Tage besser zu schätzen und sehen darin nur den Rest einer ächt heidnischen, urgermanischen Vorstellung; der Megenberger aber fährt zornig darüber los: „Das ist ein Riesenmärchen und nicht wahr," aber „gemain läut, die wênik wissent, slahent manger langen wârhait ainen snellen kahtz" d. h. heben ein wohlfeiles Gelächter an über eine längst ausgemachte Wahrheit.

Von der Natur hat Konrad eine hohe Meinung, ihre genaue Kenntniß hält er für etwas überaus Nothwendiges und Wichtiges, zumal für die Geistlichen. Wie viele treffliche Predigten könnten sie z. B. nicht machen, wenn sie die Art und Natur der Thiere, woran man die Wunderwerke Gottes so deutlich schauen könne, recht erkennten. In der That haben ihm namentlich die Thiere, ihre Körper- und Charaktereigenschaften, willkommenen Stoff zu den manigfaltigsten Betrachtungen und Vergleichungen dargeboten. Es ist wirklich bedauerlich, daß wir keine von seinen deutschen Predigten mehr haben, denn hierinnen hatte er sein Wissen sicherlich nach allen Richtungen verwerthet. Sie mögen deßhalb bisweilen ziemlich scharf, bitter und stachelig gewesen sein. Im XIII. und XIV. Jahrhundert waren allerlei allegorisirende Beziehungen auf das Leben und die Sitten der Zeit beliebt, dergleichen finden sich fast in jeder Schrift, die eine ernstere Richtung verfolgt. Natürlich konnte sich Konrad in seiner Naturgeschichte nicht verläugnen. In solchen Stellen erinnert er lebhaft an seinen berühmten Landsmann, der gerade ein Jahrhundert vor ihm in derselben Stadt gelebt und gewirkt hat, an den großen Prediger Bruder Berthold von Regensburg. So wenn er mit den unersättlichen gefräßigen Thieren, denen das Essen sogleich wieder zum Magen hinausgeht, wie dem Wolf, dem Pelikan und der Tauchente, die gedankenlosen Kirchenläufer vergleicht, die Gottes Wort bei einem Ohre hinein beim Anderen hinauslassen und vergessen und deßhalb an guten Werken mager sind: Da spricht Mancher: „Ach! wie hat doch der Herr heut so

schön gepredigt“ und ich frag' darauf: „Was hat er gesagt,“ so krieg' ich dann zur Antwort: „Ja, das weiß ich nicht.“ — Oder wenn er gegen die Eiferer loszieht, gegen die Haustyrannen, die wie brummende Bären im Hause herumgehen und denen weder die Frau noch das Gesinde etwas recht machen kann u. s. w.

Ebenso wie Bruder Berthold wendet er sich mit seinem Tadel und seinen Ermahnungen nach allen Seiten hin und kein Stand und kein Alter entgeht seinen strafenden Worten. Von den weltlichen Fürsten spricht er verhältnißmäßig selten, aber dann setzt es Hiebe, denn er gedenkt ihrer nur gelegentlich bei den fleischfressenden Thieren. Ebenso zieht er gegen die Kirchenfürsten und die hohe Geistlichkeit zu Felde, er wirft ihnen Hochfahrt, Vernachlässigung ihrer Aemter, schlechtes Beispiel, Gewaltthätigkeit, Bestechlichkeit und Schlimmeres vor. Mit dem Pfau vergleicht er Prälaten und Bischöfe, die schön und rein sein sollen an geistlicher Würdigkeit und heiligen Werken, die ihre Untergebenen zu einem gottesfürchtigen Leben anhalten, sie bessern und strafen, das böse Beispiel und alle Verführung von ihnen hintan halten und sie zum ewigen Leben führen sollten. „Wenn aber der Bischof seine eigenen Füße ansieht, verstehe sein eigenes Leben und seine bösen Rathgeber, so läßt er wohl sein schönes Pfauenrad zusammenfallen. Ich fürchte“, setzt er bei, „daß aus den Pfauen oft Raben werden.“ In eine Reihe mit den raubgierigen Falken stellt er die bösen Prälaten, Bischöfe, Pröbste und alle bösen Richter, die sich bestechen lassen, Geld von den Schuldigen nehmen und sie um das unreine Gut frei lassen, oder Diejenigen, die ihren Unterthanen das geistliche Brod, das ist Gottes Wort, nicht bieten und obendrein noch diejenigen verhindern, die es ihnen gerne bieten und geben möchten. Die Schilderung, die er vom Leben der Kleriker macht, ist überhaupt für die Kenntniß der damaligen Wirren in mancher Weise lehrreich. Sie halten sich nicht, sagt er, an Tageszeiten und Psalter und singen dafür weltliche Lieder; sie rühren sich auch nicht und beschirmen ihre Schafe nicht, weder mit Gebet noch mit Predigt, noch mit geistlichen Strafen. Wehe über die Hirten, die Lohn-Miete (Geschenke) nehmen.

An einer anderen Stelle vergleicht er mit dem Bienenstaat jeden Dom, der Bischof ist der Weisel und die Bienen die Chorherren, die ihm in allen Sachen und Tugenden gehorchen sollen; dabei sind auch allerlei Andeutungen, daß in so einem Stock oft mehr Wespen und Hornisse eingenistet wären. Man merkt, daß er ziemlich klare Anspielungen macht, auf den Zustand des Regensburger Bisthums, wo der Bischof Friederich (von Geburt ein Burggrafe von Nürnberg) in der Zeit von 1341—1367 das Kirchenvermögen auf unverantwortliche Weise vergeudete und die Ehre und das An-

sehen des Domes wie des Capitels schwächte und erniedrigte; seiner Anhänger und Helfershelfer wird unter dem Bilde der Hornisse besonders gedacht. Konrad gehörte also zu den entschiedensten Gegnern des Bischofs, der endlich, obwohl sehr spät, entfernt werden konnte, worauf ihm des Megenberger Freund und Gönner, Konrad von Heimburg, folgte.

Die Geistlichen und Mönche werden ermahnt, in der Jugend sich biegen zu lernen zu großer Arbeit; im Alter fehle die Kraft und sei man zu steif dazu. — Die jungen Studenten und Schüler werden gewarnt vor leichtsinnigem, lockerem Leben; sie sollen nicht Meister sein wollen, ehe sie Jünger gewesen.

Mit derselben Schärfe wie an Anderen, übt aber Konrad auch seine Unpartheilichkeit — gegen sich selbst. Er brauchte es uns nicht zu sagen, aber er thut es doch mit offener Ehrlichkeit, um durch sein Beispiel anderen zu nützen. Weil er aber in biederer Offenheit nicht besser scheinen will, als er ist, darum sind ihm auch die Heuchler und Gleißner und scheinheiligen Verführer, ebenso die falschen Advokaten, die Uebelnachredner und überhaupt alle Fledermäuse und anderes Ungeziefer, verhaßt wie die Schnacken. Ebenso mahnt er zu Sanftmuth und Friedfertigkeit, zur Standhaftigkeit im Unglück, zur Milde gegen Wittwen und Waisen.

Es ist ein schöner, edler und liebenswürdiger Charakter, der hier sich offenbart und ungeschminkt zu uns spricht.

Somit ist das Werk des Megenberger nicht nur ein höchst willkommener Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften im Mittelalter, sondern auch zur Kenntniß der Sprache, des Lebens und aller damaligen Verhältnisse. Wer das Mittelalter kennen und recht verstehen lernen will nach allen Seiten, der wird in diesem Buche eine wahre Fundgrube zur Hand bekommen und dem neuen Herausgeber gründlichen Dank wissen.

Albertus Magnus.

(1193—1280.)

Holland, Charakterbilder. 10

I.

Wie Wolfram von Eschenbach als der größte Dichter des deutschen Mittelalters gerühmt wird, so ist Albertus Magnus als ein unübertroffenes Wunder der Gelehrsamkeit bekannt und gepriesen.

Albert wurde zu Lauingen (in Bayern) im Jahre 1193 geboren; die Familie, welche früher von dem benachbarten Schlosse Bollstadt in die Stadt übergesiedelt war, gehörte zwar zum niederen, aber doch mit Glücksgütern reich ausgestatteten Adel. Von seiner Kindheit ist nichts bekannt; sein Biograph, der Bruder Petrus, erzählt nur, daß er sehr fromm gewesen. Wie St. Elsbeth, die wunderwürdige Frau, schon „als kleines Kindel" zu beten und selbst ihre Gespielen dazu anzuhalten pflegte, so habe auch Albert, statt den muthwilligen Ergötzungen seiner Altersgenossen sich hinzugeben, gerne die Kirchen besucht und Psalmen und Hymnen gesungen. Herangewachsen und wohlausgestattet mit dem nöthigen Wissen, zog der Jüngling nach Padua, wo er lange dem Studium der freien Künste oblag. Hier war es wohl, wo die Flamme der Verehrung zu Aristoteles, jenem Fürsten der alten Philosophen, in seinem Herzen aufloderte; hier hat Albertus die Grundlage zu jener umfassenden Naturkenntniß gelegt, die an ihm so sehr bewundert wurde, daß sie ihn selbst in den Verdacht der Magie brachte. Auch medizinische Kenntnisse scheint Albertus hier gepflegt zu haben; denn daß er in diesem Gebiete überhaupt zu Hause war, zeigen sogar seine späteren Predigten, in denen er vergleichungsweise zu den Verirrungen der Seele die Geschichte ganzer Krankheitsformen gebraucht. Adelig an Seele und Leib, in der damaligen ritterlichen Tracht der Scholaren, den Degen an der Seite, stattlich und von kräftigem Körperbau, so saß der Jüngling zu den Füßen der „weisen Meister" oder tummelte sich mit seinen deutschen Landsleuten hoch zu Roß. So kamen sie einst, wie er selbst erzählt, nach Venedig, wo man eben große Marmorblöcke zum Bau einer Kirche bearbeitete. Da wäre ihnen aufgefallen, wie in dem Marmor eine ganze Figur eines gekrönten Königs durch die Adern des Gesteins vorgebildet gewesen, nur die Stirne sei zu aufrecht gestanden. Während seine Begleiter über diese seltsame Erscheinung staunten, war es Albertus, welcher ihnen hiefür eine natürliche Erklärung zu geben wußte. Ein Mal geschah

es zu Padua, daß ein Mann in einen lang verschlossenen Brunnen hinabstieg; als er zu lange ausblieb, folgte ihm ein zweiter und dann ein dritter nach, die alle um ihr Leben kamen. Während nun Viele über dieses Vorkommen sich die Köpfe zerbrachen, erklärte Albertus den ganzen Vorgang, indem er auf die tödtlichen Wirkungen einer lange versperrten und deßhalb faulenden Luft verwies. In einer andern Stadt der Lombardei erlebte er ein Erdbeben, dessen Erscheinungen er beobachtete. Vielleicht entstand aus dem Umstande, daß er sich lange Zeit allen möglichen Untersuchungen hingab, die blöde Sage, er habe absonderlich schwer gelernt und nur mit Mühe etwas behalten.

Während Albertus allerlei Studien trieb, näherte sich immer mehr die Stunde der Entscheidung, ein bestimmtes Berufsleben zu ergreifen. Weil er den Waffen einmal entsagt hatte, so lag nur die Wahl der Medizin vor ihm, oder die Aussicht, durch das Studium der Rechtswissenschaften sich die Bahn zu hohen Staatsämtern zu eröffnen, oder — in den Dienst der Kirche zu treten. Vielleicht ahnte Albertus, daß er ein anderer Gottfried von Bouillon im Kreuzzug der Ideen werden, das heißt, das gottentfremdete Jerusalem aller menschlichen Wissenschaft, welches in die Hände der Heiden und Muhamedaner gefallen war, durch die Macht des Gedankens wieder in den Besitz Christi und seiner Kirche auf Erden zurückerobern könnte. Die neuen Ideen des hl. Franciscus und Dominicus waren wie zwei von Gott gesetzte Lebensbäume schnell aufgeblüht; wie großen Eroberern strömten ihnen die Mitglieder zu. Eben war auch der große Schüler und Nachfolger des hl. Dominicus, der gottselige Jordan — selbst ein deutscher Adeliger aus der Gegend von Paderborn — aus Bologna angekommen. Mit dem Flusse seiner Rede, mit dem Zauber seines Wissens, gewann er tausende von Jünglingen zu Bologna und Paris, und auch Albertus warf sich zu seinen Füßen und bat um Aufnahme in den Orden. So war mit ihm dieselbe Veränderung ergangen, wie mit Gottfried von Straßburg, jenem Sänger der Minne; aus dem ritterlichen Jüngling, der in vornehmen Gewanden so manche Jahre durch die Straßen Padua's sporenklirrend gegangen war, der in einem Palaste von Marmor gelebt hatte, wurde nun plötzlich ein armer Mönch, der im groben weißwollenen Rock, mit dem Scapulier statt des Degens behangen und statt freifliegender Locken mit geschorenem Haupte einherwandelte, der mit ganz ärmlicher Wohnung und hartem Lager sich begnügen mußte und durch den Gehorsam des Ordens an den fremden Willen gebunden war.

Zu Bologna, im Kloster des heiligen Nikolaus, wo auch des hl. Dominicus Leichnam rastet, in dieser zweiten Wiege des Ordens,

wurde Albertus in die Gottesweisheit eingeweiht; schwere Versuchungen ergingen über ihn; schon war er daran, wieder aus dem Kloster zu entfliehen, als ein süßes Traumgesicht ihn der Verzweiflung entriß. Vier oder sechs Jahre mußte er da noch verweilt haben, unausgesetzt mit den eifrigsten Studien beschäftigt, als ihn seine Obern zum Lector ernannten und nach der berühmten Metropole Deutschlands, nach Cöln sandten, ungefähr 1228 oder 1230.

Das öffentliche Leben war bereits einer großen Verderbniß verfallen. Die beständigen Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Städten um die Herrschaftsrechte, die Zwiste der Parteien in den Gemeinden und in ganzen Ländern, der durch den Handel gewonnene Reichthum, die sich daran schließende Leichtfertigkeit, Genußsucht und Kleiderpracht, der weltliche Sinn, die Ehr- und Habsucht, welcher der größte Theil des Klerus anheimgefallen: Alles dieses ließ die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Erneuerung nicht verkennen. Und als solche von Gott gesendete Mittel der Wiedergeburt betrachtete man mit Recht die sog. Bettelorden, die von allen jenen Lastern das Gegentheil schon in ihrer äußern Erscheinung predigten. Daher rüstete sie der Papst aus mit der apostolischen, sonst den Bischöfen allein zustehenden Vollmacht, überall zu predigen, und die Beichten der Gläubigen zu hören. Und die guten Bischöfe aller Orten, welche mit tiefem Leidwesen das überall anschwellende Verderben schauten, riefen diese Boten des Himmels mit großem Verlangen in ihre Sprengel. So waren auch die Brüder des Predigerordens im Jahre 1221 von Paris nach dem „heiligen" Cöln herübergekommen unter der Führung des Bruders H e i n r i ch, der Aller Herzen gewann, daß ihm das Volk nachzog, wie vordem dem Heilande. Als er starb, wurde Albertus an seine Stelle beschieden.

Auf dem Katheder jener Klosterschule, aus der später die berühmte Universität erwuchs, lehrte Albertus die freien Künste, erklärte den Aristoteles, die hl. Schrift und die Sentenzen. Aber schon nach wenigen Jahren rief ihn die Stimme der Oberen und des Bedürfnisses nach andern Städten, bald nach Osten, bald nach Norden, bald nach Süden und Westen. So oft in irgend einer Stadt des deutschen Reiches eine neue Niederlassung des Predigerordens entstanden war, so erging auch an Albertus die Weisung zur Mithilfe, um durch ihn der neuen Gründung Bestand und Gedeihen zu sichern. So wirkte er in Hildesheim, in Straßburg, zu Freiburg und zu Regensburg; diese gelehrten Missionen zogen sich beiläufig durch die Jahre 1232 — 1243.

II.

Frühzeitig hatte die Stadt Regensburg den Dominicanern die Thore geöffnet. Nachdem sie wohl schon im Jahre 1218 in die Stadt eingewandert waren und eine kleine Wohnung bezogen hatten, von wo sie ausgingen, ringsum den Samen des Heiles zu streuen durch Predigt und Seelenführung, schenkte ihnen Bischof Sigfried im Jahre 1229 die alte, im Rundbogenstyle erbaute Blasiuskirche, in deren Nähe sie ihr neues Kloster erbauen sollten. Das thaten sie nun auch. Unter reger Beihilfe von Volk und Klerus, Adel und Bürgerschaft, entstand ein stattliches Ordenshaus. Wie überall, so richteten sie auch hier vor Allem ihr Augenmerk auf den höheren Unterricht.

An diese Schule wurde Albert in jenen Jahren gesendet, um sie durch das Licht seiner Lehre zu hoher Blüthe zu bringen. Noch zeigt man in Regensburg den Raum, in welchem der große Meister den Samen der Wissenschaft ausgestreut haben soll. Der Kreuzgang des ehemaligen Dominicanerklosters mündet nämlich in einen Viereckſaal von mittlerer Größe, welcher noch jetzt den Namen der Schule des hl. Albertus trägt. Ja selbst die Lehrkanzel steht noch unverrückt, von welcher er, der Sage nach, sein Wort der Weisheit ergehen ließ. Wenn nun auch jener Kreuzgang und Saal in seiner gegenwärtigen, reichen Verzierung erst dem XV. Jahrhundert angehört, so ist doch große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das Bauwerk jenes Hörsaales im Wesentlichen schon zur Zeit des Albertus bestand, daß man ferner diesen Lehrstuhl des Klosters zur Erinnerung an den großen Meister, der hier wirkte, an seiner Stelle ließ. Auch der Lehrstuhl war vielleicht früher von ganz einfacher, schmuckloser Gestalt, wie es den Anfängen eines armen Klosters der Prediger entspricht; später aber, als das Andenken des Albertus in weitere Ferne und wo möglich noch in größere Verehrung entrückt war, hat man ihn mit Zierrathen und Bildwerk ausgestattet. Jedenfalls bietet dieser Saal ein sehr großes Interesse, denn bei der Beständigkeit der klösterlichen Einrichtung des Mittelalters ist die Annahme sicher erlaubt, daß hier noch ein getreues Bild der Lehr- und Lernweise jener Zeit gegeben ist. Rings an den Wänden sind Sitzbänke angebracht, deren Rücklehnen eine Krönung zeigen mit durchlaufender Inschrift in lateinischer Sprache. Es sind Sprüche der heiligen Schrift und der Canonen, die zum Studium, zur Wachsamkeit gegen den Versucher u. dgl. auffordern. Auf diesen Sitzen also, sowie auf Bänken, die wohl auch in der Mitte des Saales aufgestellt waren, saßen die Schüler; auch viele am Boden und auf Stroh, wie es zu Paris Sitte war. Vom Nachschreiben und „Schwarz-

aufweißnachhausetragen" war keine Rede; es galt den Vortrag „im Haupt zu behalten", durch Fragen, Repetitionen und Disputiren die Sache sich einzuprägen; nur hie und da gab es einen Schnellschreiber, der in einer Ecke die Vorträge des Lehrers nachzuschreiben im Stande war und die Erlaubniß dazu hatte. In der Mitte des Saales war die Kathedra des Magister aufgeschlagen. Dieser von Eichenholz gefertigte Stuhl des Meisters bestand aus zwei Theilen; es war ein sieben Schuh tiefes Doppelgestühl für zwei Lehrende zu gleicher Zeit. Der rückwärts und höher gelegene Stuhl ist in die Mauer eingefügt und hat eine Rückwand, welche mit prachtvollen Pflanzen-Ornamenten geschmückt ist. Der untere Stuhl hat eine noch reicher gezierte Rückwand, indem hier die Ornamente den Namen Jesu umranken. Die Brustwehr aber zeigt das Bild eines Dominikaners, der am Katheder stehend docirt. Ihn umgibt ein Spruchband mit den Zeilen: Timete deum et date illi honorem, quia veniet hora judicii ejus. Auf einem andern Bande steht der Name des Lehrers Vincentius. Zur Seite ist noch ein lauschender Novize, der die Kapuze über das Haupt gezogen hat, zu gewahren. Man sieht, es ist Vincentius Fererius (1359 — 1419) der große Doctor der Dialektik und Prediger des jüngsten Gerichtes, dessen Bild hier den Studirenden vor Augen gestellt ward. Ist nun auch das Schmuckwerk des Stuhles von späterer Arbeit und vielleicht auch das Gestühl selbst viel jünger, als die Zeit des Albertus, so wird hier doch die Lehrweise des Mittelalters klar. Auf einem so erhöhten Stuhle lehrte Albertus, unterhalb des Meisters nahm aber der von ihm erwählte Baccalaureus oder Licentiat Platz und las unter Aufsicht des Lehrers die Einleitungen zu den Büchern des Aristoteles oder den Sentenzen und nahm die Repetitionen und Disputationen über das Gehörte mit den Zuhörern vor. Uebrigens durfte weder der Meister noch sein Assistent Geschriebenes vorlesen; freier Vortrag war Gesetz. Hatte der erwählte Schüler längere Zeit durch solche Beweise der wissenschaftlichen Thätigkeit seine Befähigung zum Lehramte gezeigt, dann erst wurde er unter die Klasse der Meister aufgenommen und konnte selbstständige Vorträge halten.

Wahrscheinlich blieb Albertus an den genannten einzelnen Orten nur so lange, bis er einen tüchtigen Nachfolger im Lehramte herangezogen hatte. Im Jahre 1243 wurde er wieder nach Cöln heimberufen. Eine Sage erzählt, Meister Albertus habe auch den Plan zum Cölner Dom entworfen. Das ist nun etwas zu viel behauptet; daß er aber die Hand mit im Werk gehabt habe, das ist unzweifelhaft. Er, dessen Ansehen bei allen Partheien in Cöln so großes Gewicht hatte, wurde jedenfalls zu den Berathungen in Bezug auf den Neubau beigezogen. Als es sich darum handelte, in welchem

Style der neue Chor auszuführen sei, da eben die neue Bauweise noch mit der früheren Rundbogen-Construction im Kampfe lag, als man einer Aufklärung über die Vorzüge des Spitzbogen-Styles, über Bedeutung der Siebentheilung des Chores und über aufzustellende Bilder bedurfte, da hat wohl Albertus für die neue Bauweise, die er in Paris geschaut, das Wort ergriffen. Und so kann ihm immerhin ein Antheil am Neubau des Domes zugeschrieben werden.

Von seinen weiteren Reisen wäre Vieles zu erzählen, ebenso von den philosophischen und theologischen Werken des Albertus. Das würde aber viel zu weit führen. Wenden wir lieber wieder zu seinen äußeren Erlebnissen.

III.

Nachdem Albert im Jahre 1254 als Ordensprovinzial für ganz Deutschland erwählt worden war, traf ihn beiläufig um 1259 die Wahl zum Erzbischof von Regensburg. Lange sträubte sich sein demüthiger Sinn gegen die Annahme so hoher Würden; endlich zog er gen Regensburg. Aber erst nach Sonnenuntergang und in aller Stille ging er ein, um allen Pomp und Lärm zu vermeiden, und begab sich gleich zu St. Blasien, wo die Predigerbrüder wohnten. Dort hatte er vor zwanzig Jahren als Lehrer glücklich gewaltet. Noch stand dieselbe rundbogige Kirche (von welcher heut zu Tage im nördlichen Schiffe einige Bautheile zu gewahren sind), in der er so oft das Wort des Heiles verkündet, noch stand der Lehrsaal, wo er das Brod der Wissenschaft den wahrheitsdürstenden Schülern gebrochen hatte. Hier bat der demüthige Bischof, der neue Hirte seiner Kirche, der wie ein Bettler zu Fuße angekommen war, um armselige Nachtherberge; seine Ankunft erregte einen stürmischen Jubel der Freude! Am Morgen zog er dann zu seiner Kathedrale. Diese war aber noch nicht der hohe, verehrungswürdige Münster; derselbe war damals noch nicht erbaut, sondern die frühere Kirche, im Rundbogenstyl, klein und dunkel, aber wohlgeziert mit Altären, heiligen Schätzen und Kunstwerken.

Das geschah am 30. März 1260.

Sein Vorgänger, Graf Albert von Pöttigau, war ein waffenlustiger Herr und Politiker gewesen, der den Bürgern Böses that, so daß er darauf im Kloster Sittenberg büßte. Albertus dagegen behielt die Lebensweise seines Ordens; sogar die armen Bundschuhe behielt er bei. Auch verschmähte er den Gebrauch der geharnischten Pferde, sondern durchzog, obschon siebenundsechzig Jahre alt, immer

zu Fuß sein Bisthum, während ein Lastthier seine bischöflichen Kleider und seine Bücher trug, aus welchen er, neben dem Thiere wacker einherschreitend, fleißig las und weiter studirte. So machte Albertus seine bischöflichen Visitationsreisen! Seine Pflichten aber erfüllte er mit so hoher Weisheit, mit so staunenswerther Pünktlichkeit und unermüdetem Eifer, daß er den höchsten Würdenträgern zu allen Zeiten an die Seite gesetzt werden darf. Mit heiligem Zorne verfuhr er gegen die gesunkene Sitte und Zucht der Kleriker, die vorhandenen Schäden nach Kräften auszuschneiden, wobei ihm die Aebte Hermann von Niederaltaich und Poppo von Oberaltaich getreulich beistunden. So oft eine Festzeit kam, hielt er das Hochamt in seiner Kathedrale und verkündete freudig Gottes Wort.

Da man endlich das liturgische Kleid des Mittelalters besser kennen gelernt hat, so können wir uns leicht eine Vorstellung machen, wie die hohe, herrliche Gestalt den heiligen Dienst übte. Er stand da, angethan mit der spitzenlosen, bis über die Füße hinabwallenden Albe, die an der Brust, den Händen und Füßen mit rothen Streifen besetzt war zum Andenken an die Wunden des hl. Leibes Christi. Ueber die Schultern waren geschlungen zwei lange, schmale Streifen, die Stola, in deren Gewebe die Figuren der hl. Apostel eingefügt waren; einen kleinen Streifen gleicher Art (Manipel) trug der linke Arm. Der ganze Leib aber war bis zu den Füßen überkleidet mit dem Meßgewande, der Casula, die von Seidensammt gefertigt und mit einem golddurchwirkten Palliumskreuze auf beiden Seiten verziert war. Sie wallte mit reichem Faltenwurfe von den Schultern, wo sie zu beiden Seiten etwas aufgeschlagen war, bis zur Ferse herab. Seine Hand führte einen ganz einfachen Bischofsstab, der untere Theil war von Holz, während die aus Elfenbein gefertigte Krümmung vielleicht den Gruß des Engels an Maria darstellte. Eine Mitra bedeckte sein Haupt, niedrig, aber wohl mit gesticktem Bildwerk und anderem Schmuck versehen. So schritt er von seiner Kathedra hin zum Altare, der aus kostbaren Stoffen und glänzenden Metallen erbaut war; denn so liebte man es noch zur Zeit des romanischen Styles. Rings im schwerfälligen Chorgestühl aber war sein ganzes Kapitel versammelt, voran der Probst Heinrich, der Decan Leo Berchtold von Oberndorf, Archidiaconus, Albert von Hütte, Ulrich von Domberg, auch Probst von St. Johann, Calhoch Diaconus, Albert von Pleistein, Magister Berhtold Probst zu Spalt und Ulrich von Hackelstatt nebst vielen anderen Vikaren und Cantoren.

Obwohl die Predigten, welche uns von Albertus erhalten sind, in lateinischer Sprache reden, so predigte er doch sicherlich, wie Bruder Berthold, jener große Missionsapostel des dreizehnten Jahrhunderts, in deutscher Sprache, denn man hatte das ganze

Mittelalter hindurch in Uebung, den Entwurf der Predigten in der Kirchensprache auszuarbeiten, beim Vortrag aber sich der deutschen Muttersprache zu bedienen.

Beim Antritt seiner Regierung war der bischöfliche Haushalt in völliger Zerrüttung. Albert stellte eine kluge Hausordnung her und bezahlte sogar die Schulden seines Vorgängers, so daß im Verlaufe von zwei Jahren die Summe von ungefähr 442 Pfunden zurückerstattet war.

Gerne zog er sich aus seiner Bischofsburg in der Stadt auf sein Schlößchen Stauf zurück, das ihm als Geheimstübchen diente. Hier, in der luftigen Höhe, wo die kleine, umwaldete Burg thronte, lebte er in der stillen Einsamkeit meist der Erforschung der heiligen Schrift; so entstand im Laufe des Jahres 1261 sein umfassender, vielbewunderter Commentar zum Evangelium des hl. Lucas. Hier trieb er auch wieder seine lieben, naturwissenschaftlichen Studien, die ihn in den Ruf eines Schwarzkünstlers brachten.

Es zog ihn aber in die Stille des Ordenslebens zurück; so entsagte er denn (zwischen dem 26. Februar und 11. Mai 1262) dem Stuhl des hl. Wolfgang. In kurzer Zeit hatte er vollbracht, was das Werk langjähriger Mühen schien: der Friede war hergestellt mit dem Kapitel und der Bürgerschaft, die Schuldenlast getilgt, der sittliche Zustand des Klerus, der Klöster und des Volkes nach Möglichkeit gehoben. Nun wurde ihm das päpstliche Ehrenamt eines Kreuzpredigers übertragen, welches er, obgleich bereits ein Greis von siebenzig Jahren, mit jugendlicher Gluth in Deutschland und Böhmen übernahm (1263). So wanderte er wirklich von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, um Fürsten und Edle für die Sache des heiligen Krieges zu begeistern. Leider liegt über seine Wege, die er damals gegangen, ein tiefes Dunkel, nur hie und da tritt seine Gestalt wie ein heller Lichtpunkt auf, um sogleich wieder zu verschwinden. So treffen wir unsern Albert im Mai 1263 in Oberbayern, im Kloster Polling, einem der ältesten und ruhmreichsten Stifte von Deutschland. Bald darauf finden wir ihn zu Wirzburg 1264, wo er drei Jahre in der Nähe jenes Klosters der Dominicaner verweilte, in welchem sein leiblicher Bruder Heinrich das Amt eines Prior verwaltete; dann kehrte er im Frühjahre 1268 auf Umwegen durch Schwaben und Elsaß nach Cöln zurück (1269), wo er wieder als Friedensengel vermittelte. Er bezog seine frühere Zelle, die er über Alles liebte und begann seine vorige Lebensweise zu führen, nur hielt er sich in der Ordensregel noch strenger als je. Da er als Bischof vom Gelübde der Armuth entbunden war, so hatte er einen Vorrath von kostbaren Büchern, einen bischöflichen Ornat, werthvolle Heiligthümer, reichgeschmückte Geräthschaften und manch seltenes

Naturgebilde, was er Alles von Freunden und Verehrern in allen Landen zum Geschenk erhalten hatte. Kaum angelangt, fing er wieder an, Bücher zu schreiben und die Lernbegierigen zu unterweisen, visitirte noch viele Klöster und Kirchen, ging noch nach Paris und auf das Concil von Lyon, baute den Chor der Dominicanerkirche zu Cöln und starb dann am 15. November des Jahres 1280.

Wir haben von ihm ein merkwürdiges Portrait, welches Fra Giovanni Angelico da Fiesole zu Florenz malte. In Cöln wird die Casula gezeigt, welche Albertus trug. Eine Abbildung davon, ebenso wie die seines Lehrstuhles zu Regensburg, findet sich in dem schönen Werke, welches Professor Sighart über diesen bedeutenden Mann schrieb (Regensburg 1857), das wir zugleich allen Lesern, welche über Albertus Magnus des weiteren zu erfahren begierig sind, aufs beste empfehlen.

Das große Bild dieses Mannes ist durch eine ganze Wildniß von Sagen und Legenden überwuchert, ein sprechender Beweis dafür, wie sehr sein Gedächtniß in das Volk gedrungen, welches nun bewußt oder unbewußt, viele ältere Erzählungen auf seinen Namen übertrug oder Neues im fabelhaften Gewande zu sagen wußte. So geht z. B. die Rede, der Bischof sei ein so gewaltiger Magier gewesen, daß er zur großen Verwunderung des König Wilhelm von Holland, mitten im Winter, aus dem Schnee die Rosen aufblühen, die Trauben glänzen und die Vögel gar lieblich an den Zweigen singen ließ. Wir glauben dieses wörtlich, denn der Kern dieser nur märchenhaft aufgeputzten Erzählung ist eben die einfache Thatsache, daß Albertus einen Wintergarten gebaut hatte. Eine andere Tradition behauptet, Albertus habe einen Automaten gemacht, der im Stande war die Thüre zu öffnen, Bälge zu treten u. s. w. Sein junger Schüler Thomas von Aquin sei daran so erschrocken, daß er den Automaten zerschlagen habe und Albertus klagte, daß damit eine vieljährige Mühe zu Grunde gerichtet sei. Gerade dieser letztere Zusatz macht die Sache sehr wahrscheinlich, zumal wenn man weiß, wie die mittelalterlichen Lehrer ihre Vorträge über Physik mit allerlei, uns heut zu Tage sehr seltsam und kindisch erscheinenden Beispielen zu erläutern pflegten. Und doch stecken darinnen häufig die ersten Rudimenta, auf denen unsere moderne Wissenschaft sich aufgebaut hat. Man lacht hochmüthig über die alten Meister und kennt nicht einmal mehr die Instrumente, mit denen sie experimentirt haben, wie der Püsterich zu Sondershausen beweist, welchen die Gelehrten erst für ein Götzenbild, dann gar für den Fuß eines Taufbeckens erklärt hatten!

Inhalt.

Druck von G. R. Schurich in München.